



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

Erster Abschnitt. Die Jugend- und Universitätsjahre. (1797 - 1825.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940



Erster Abschnitt.

Die Jugend- und Universitätsjahre (1797—1825).

I.

Die Jugendjahre (1797—1815).

Heinrich Heine wurde zu Düsseldorf am 13. Dezember 1797 — dieses Datum scheint jetzt ziemlich festzustehen — als das erste Kind des jüdischen Manufakturwaren-Händlers Samson Heine geboren. Er erhielt den Namen Harry, den er später mit Heinrich vertauschte. Ihm folgten eine noch lebende Schwester, Charlotte, sowie die Brüder Gustav und Maximilian.

Die Familienverhältnisse, in denen er aufwuchs, die Zeit, in die seine Erziehung fällt, erklären manchen Zug in dem widerspruchsvollen Charakterbild des Dichters. Heine selbst hat von seinen Eltern in dem noch erhaltenen ersten Teile seiner Memoiren eine liebevolle und eingehende Schilderung entworfen, die eines humoristisch-satirischen Hauches nicht entbehrt. Der Vater, der eine reich bewegte, ziemlich leichtsinnige Vergangenheit hinter sich hatte, war ein lebensfroher Mann, der Spiel, Wein und Weiber liebte, nobeln Passionen zugetan war und mit seiner weichen, fast weiblichen Schönheit leicht die Herzen eroberte. Er hatte, obgleich er immer rechnete, keinen berechnenden Handelsgeist und brachte es nie zu befriedigenden Vermögensverhältnissen. Heine hat von seinem Vater manche Eigentümlichkeit geerbt: Samsons Leichtsinn, Verschwendungssucht und Freigebigkeit gingen auf den Sohn über, der denn auch ebenso wie der Vater beständig mit dem Mangel an Geld

zu kämpfen hatte. Heine liebte seinen Vater aufrichtig; er versichert oft, daß er ihm von allen Menschen am meisten zugetan gewesen sei.

Auf Heines Erziehung hat der geistig keineswegs hervorragende Vater einen wesentlichen Einfluß nicht ausgeübt. Die Mutter Peira — später nannte sie sich Betty — nahm die Erziehung ihres begabten Lieblingskindes selbst in die Hand und entwarf in ihrem nur zu beweglichen Geiste einen vollständigen Plan für seinen Bildungsgang. Sie war eine geborene van Geldern. Heine machte in den an seine Mutter gerichteten Sonetten aus dem van ein von und liebte es in späteren Lebensjahren, sie für eine Adelige auszugeben, er, der sich als den grimmigsten Feind der „Juncker“ aufzuspielen pflegte. Heinrich Laube, der den Dichter genau kannte, sagt in dieser Hinsicht¹⁾: „Mit der Mutter kokettierte Heine frühzeitig. Daß seine Mutter von Adel und eine Christin gewesen, das war etwas, was er betont wissen wollte. . . . Es war ihm ein verführerischer Witz, daß er aus einer Mischung christlichen Adels und jüdischer Rasse entsprossen sein könne und vom Mutterleibe aus romantisches Mittelalter, eingeweicht in zersetzende Geistesstärke, darstelle.“ Heine hat geflunkert; seine Mutter war weder adelig noch von christlicher Abkunft.

Betty Heine war eine begabte und tüchtige Frau, die es wohl verdiente, daß ihr der Dichter bis an sein Ende — sie überlebte ihn um drei Jahre — eine treue Anhänglichkeit bewahrte und ihr in dem ergreifenden Gedicht: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht“ noch 1843 ein herrliches Denkmal setzte. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, so daß sie als Mädchen ihrem Vater lateinische Dissertationen vorzulesen vermochte. Die Kunst des Fabulierens hat Heine indessen nicht von ihr geerbt, wie er dem Vater die Frohnatur verdankte; sie hatte sogar, obgleich sie eine warme Verehrerin Goethes war, eine wahre Angst, daß es ihrem Sohne einfallen könnte, sich dichterisch zu beschäftigen; sie entriß ihm jeden Roman, verbot ihm den Besuch von Theater-Vorstellungen und gab den Mägden die strenge Weisung, in seiner Gegenwart keine Gespenstergeschichten zu erzählen, ein Gebot, das freilich von „Zippel“, der alten Amme Heines, nicht befolgt wurde. Peira wollte einen großen Mann aus ihrem Sohne machen, aber beileibe keinen Dichter.

Streng jüdisch gesinnt war Peira ebensowenig wie ihr Mann, dem auf Betreiben einiger Eiferer die Aufnahme in die jüdische Ge-

¹⁾ Gartenlaube 1868, S. 8.

meinde sehr erschwert worden war. Sie war, wie Heine erzählt, Rationalistin, eine eifrige Schülerin Rousseaus, und weit davon entfernt, ihren Sohn für ein bestimmtes Religionsystem zu erwärmen. So nahm denn Heine auch vom jüdischen Glauben nur Neußerlichkeiten in sich auf; jüdischen Nationalstolz kannte er nicht, und es war ihm im späteren Leben gar nicht angenehm, als Sproß einer verachteten Rasse angesehen zu werden. Auch war das Vaterhaus nicht der geeignete Ort, ihm Liebe zum Vaterlande einzufloßen. Der kosmopolitische Zug im Judentum, verbunden mit einer noch unter dem Einfluß unserer klassischen Literaturperiode stehenden Zeitrichtung, ließ ein starkes Vaterlandsgefühl nicht aufkommen. Die rheinischen Juden erblickten zudem in der französischen Revolutionsarmee den heiß ersehnten Befreier. Durch die Franzosen bezw. durch Napoleon errangen sie endlich Gleichstellung mit den christlichen Konfessionen, sowie Erleichterungen in Handel und Verkehr. Kein Wunder, daß Heine schon im Vaterhause die Liebe zur französischen Nation und die begeisterte Verehrung für Napoleon einatmete, die ihn durch das ganze Leben begleitete und im „Buch Le Grand“ eine einzig dastehende dichterische Verherrlichung gefunden hat. Daß Deutschlands tiefste Erniedrigung dagegen in Heines Familie auch nur den geringsten Schmerz verursacht hätte, wird uns, trotz Strodtmanns Behauptung¹⁾, Betty Heine habe ihre Kinder patriotisch angefeuert, nirgends bezeugt. Viel eher darf man nach Neußerungen Heines annehmen, daß die Nachricht von der Schlacht bei Jena in der Volkerstraße Nr. 53 freudig begrüßt wurde.

Außer der Mutter hatte auf den jungen Heine noch deren Bruder, Simon van Geldern, bestimmenden Einfluß. Er stellte dem lesebegierigen Neffen seine reiche Bibliothek zur Verfügung, ohne es für nötig zu halten, dessen Lektüre zu beaufsichtigen. Hier las Heine neben Schauer- und Räubergeschichten sehr unsaubere französische Romane, die auf seine Phantasie gewiß nicht ohne Einfluß geblieben sind und in ihm die Sehnsucht nach verbotenen Früchten geweckt haben mögen. Höchst wahrscheinlich sog er auch hier schon durch die Schriften Voltaires, Rousseaus, Montesquiens und Mirabeaus die revolutionären Ideen ein, die später einen großen Teil seiner literarischen Tätigkeit kennzeichnen.

Großes Interesse nahm Heine, wie er selbst erzählt, an der ebenfalls in der Bibliothek Simons befindlichen handschriftlichen Reisebeschreibung seines Großoheims, der ausgedehnte Reisen im Orient ge-

¹⁾ I. S. 9.

macht und als genialer Charlatan einiges Aufsehen erregt hatte. Der Knabe vertiefte sich leidenschaftlich in die Lektüre des wunderlichen Buches, so daß seine rege Phantasie in krankhafter Weise gereizt wurde. Oft ergriff ihn am lichten Tage ein unheimliches Gefühl, und es war ihm, als sei er selbst sein längst verstorbener Großvater und lebe nur eine Fortsetzung des Lebens jenes Mannes. Die eifrige Lektüre des „Don Quixote“, der ihm in der Uebersetzung von Ludwig Tieck schon frühzeitig in die Hände fiel, konnte eine heilende Wirkung kaum ausüben.

Nachdem Heine zuerst die Kintelsohnsche Privatschule besucht hatte, bezog er im Herbst 1807 das Lyzeum in Düsseldorf, eine damals kaum zwei Jahre (gegr. 20. Nov. 1805) bestehende Anstalt. Da sie eine Schöpfung Max Josephs, des letzten Kurfürsten aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken und seines für die Aufklärungsideen schwärmenden Ministers Montgelas war, herrschte an ihr ein freisinniger Geist. Sie stellte sich in bewußten Gegensatz zu den damaligen Lateinschulen mit jesuitischem Lehrprogramm und suchte neben den alten Sprachen auch jene modernen Lehrfächer zu pflegen, die man als Erfordernisse der Zeit betrachtete.

Welcher Wind sonst an der Anstalt wehte, geht aus einem der wenigen Stücke hervor, die uns von den Schulakten noch erhalten sind. Es ist ein „Verzeichnis der ersten Schüler der Anstalt, das, obwohl von deutschen Lehrern einer deutschen Anstalt unter einem deutschen Fürsten verfaßt, doch in französischer Sprache geschrieben ist. Denn war auch der Kurfürst Max Joseph damals noch Landesherr, so wankte doch sein Thron schon beträchtlich und die Herren Professoren richteten sich auf das neue französische Regiment ein, das doch über kurz oder lang kommen mußte.“¹⁾ Und der Referent der „Deutschen Dichtung“ bemerkt hierzu nicht mit Unrecht: „Es sei dies, meint Direktor Asbach (in seiner Geschichte des Lyzeums unter bayrischer und französischer Herrschaft) zur Entschuldigung seiner Vorgänger, ein leider in Deutschland nicht vereinzelt entgegenkommen gegen die nahende Fremdherrschaft gewesen. Gewiß war dem so, und welche Ungerechtigkeit, welchen Mangel an historischem Sinn bekundet es, heute angesichts solcher Gesinnung der Lehrer dem Schüler Heine einen Vorwurf zu machen, daß er für Napoleon schwärmte.“

Am Lyzeum kam Heine zuerst in die neu eingerichtete Vorbereitungs-klasse des Professors Asthöver. Daß er von diesem, einem ehe-

¹⁾ Deutsche Dichtung Bd. 28, S. 104.

maligen Kaplan, zumal im Deutschen, recht wenig lernte, geht aus einer Verfügung des französischen Präfecten vom Dezember 1809 an den Rektor Schallmeyer hervor, in der Alsthöver wegen der ungenügenden Leistungen seiner Schüler im Deutschen (!) getadelt wurde. Gewiß eine sehr bezeichnende Rüge eines französischen kaiserlichen Beamten an einen deutschen Lehrer! Auch die anderen Lehrkräfte, wie Dahmen, Cremer, Brewer und Schramm, scheinen nicht über das Mittelmaß emporgeragt zu haben. Der Hervorragendste unter ihnen, zwar nicht in pädagogischer, wohl aber wissenschaftlicher Hinsicht, war ohne Zweifel der Rektor Schallmeyer, ein früherer Ordensmann (Franziskaner) und Dozent an der Bonner Universität, der 1813 in der philosophischen Klasse Psychologie und Logik sowie die philosophischen Systeme vortrug und zwar in ganz freisinniger Weise. Heine selbst sagt in seinen Memoiren (VII, S. 461): „Es ist gewiß bedeutsam, daß mir bereits in meinem dreizehnten¹⁾ Lebensjahre alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im geringsten vernachlässigte, so daß ich hier frühe sah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig neben einander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglaube, sondern auch die toleranteste Gleichgültigkeit entstand.“ In ähnlicher Weise äußerte er sich Fanny Lewald gegenüber²⁾; in den „Geständnissen“ (VI, S. 69) meint er sogar, der Besuch der Vorlesungen des Rektors Schallmeyer müsse ihm „vor den Assisen im Tale Josaphat als *circonstance atténuante* angerechnet werden“.

Schallmeyer scheint indessen am Katholizismus noch festgehalten zu haben, denn er machte Heines Mutter den Vorschlag, den Sohn katholisch werden zu lassen und ihn dem Dienste der Kirche zu widmen; durch seine Verbindungen werde es ihm möglich sein, ihm zu einem hohen Kirchenamt zu verhelfen. Heines Mutter lehnte das Anerbieten ab, was sie, wie Heine wissen will, in späteren Lebensjahren bereute.

Wir finden nirgend ein Anzeichen, daß Samson oder seine Fran der katholischen Religion feindlich gesinnt gewesen wären. Sie standen ihr wahrscheinlich gleichgültig gegenüber; dem von Heines Biographen gern erwähnten Umstande, daß Samson, der einer überkommenen Verpflichtung gemäß bei Prozessionen vor seinem Hause einen Altar errichten mußte, diesen in besonders schöner Weise ausschmückte, legen wir kein Gewicht bei, weil das jeder Handelsjude in katholischen Gegenden tut.

¹⁾ Nach den neuern Festsetzungen im fünfzehnten. — ²⁾ Westermann Bd. 62, S. 104.

Wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die Schönheit des katholischen Kultus auf den jungen Heine Eindruck machte und ihn zur Bewunderung hinriß. „Ich war immer ein Dichter,“ sagt er selbst (VI, S. 66), „und deshalb mußte sich mir die Poesie, die in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als anderen Leuten offenbaren“¹⁾. Dieses Interesse war aber ein rein ästhetisches, wie es bei vielen romantischen Dichtern zu finden ist.

Seine freigeistige Gesinnung erhielt durch den vertrauten Umgang mit einem atheïstischen älteren Schulgenossen reiche Nahrung. Lange dauerte diese Freundschaft nicht, sie ward ersetzt durch den Verkehr mit einem anderen älteren Mitschüler, dem er noch lange Jahre herzlich zugegan blieb. Christian Sethe, dessen Erscheinung uns durch die Schrift von Hermann Hüffer näher gekommen ist, der Sohn einer angesehenen preußischen Beamtenfamilie, bildete einen völligen Gegensatz zu Heine. Hier lodernde Phantasie, Mangel an Stetigkeit und Ausdauer, warme, aber nicht tiefgehende Empfindung, leichte Erregbarkeit — dort eine auf das Praktische gerichtete, ruhige und gemessene Natur, strenger Ordnungssinn und großes Pflichtbewußtsein. Sethe war Heines Mentor, er hielt ihn von unüberlegten Streichen zurück, beschützte den schwächlichen Knaben gegen die manchmal handgreiflichen Neckereien antisemitischer Schulkameraden und schenkte seiner poetischen Begabung volle Bewunderung. Das gute Einvernehmen dauerte lange Jahre; erst als Heine Wege einschlug, auf denen der charaktervolle Sethe ihm nicht folgen konnte, trat eine Entfremdung ein.

Leider haben Sethe und andere minder intime Freunde Heines ihre Wissenschaft über den Dichter mit in das Grab genommen, so daß wir fast nichts über Heines erste poetische Versuche und die Dichter, die er in jener schwärmerischen Jugendzeit las, wissen; daß er im Banne der Romantik, namentlich der phantastischen Dichtungen G. Th. N. Hoffmanns, lag, dürfen wir indes als gewiß annehmen. Seine Schriften beweisen es, und in seinem Werke über die romantische Schule sagt er (V, S. 344), daß er 1813 Uhland — in diesem Jahre gab Uhland mit Justinus Kerner den „Deutschen Dichterwald“ heraus, während die Gedichte Uhlands erst 1815 erschienen — in überströmender Begeisterung zu feiern vermocht habe. Damals habe er ihm nahe gestanden an Empfindung und Denken, damals habe ihm herrlich gedünkt jenes chevalereske und katholische Wesen, jene sanften Knappen und sittigen

¹⁾ Vgl. auch Westermann Bd. 62, S. 104.

Edelfrauen, jene Mönche und Nonnen, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute. Vielleicht hat er damals in ähnlichem Geiste gedichtet; bis jetzt ist von diesen Versuchen indessen nichts ans Licht gekommen. Wohl aber zeigt uns ein frühestens Ostern 1815¹⁾ entstandenes Gedicht: „Die Wünnebergiade“ den jungen Heine bereits als losen Spötter, der in durchaus nicht feiner Weise über einen Studiengenossen am Lyzeum sich lustig macht.

Trotz seiner Begabung gehörte Heine nicht zu den besten Zöglingen des Lyzeums. Er zählte zu den Knaben mit später Entwicklung. In den sieben Jahren seiner Schülerzeit erhielt er nicht ein einziges „Ehrenbuch“, obwohl für solche Belohnungen jährlich sechzig Reichstaler aufgewendet wurden. Ja, er brachte sogar das Kunststück fertig, seinen Namen nie in die Rubrik: „Ehrenvolle Erwähnung derer, welche den Belohnten zunächst folgen,“ hineinzubekommen, obwohl die Klassen sehr klein waren. Auf die Oberklasse entfielen 1810/11 bei 10—13 Schülern allein etwa 60 Auszeichnungen!²⁾ Dafür bereitete er seinen Lehrern durch sein übermütiges und spottlustiges Wesen nicht geringe Schwierigkeiten. Peter Cornelius erzählte³⁾ dem Dr. H. Riegel, als er einmal für seinen älteren Bruder Lambert die Elementarschule für Zeichenunterricht überwachte, habe er infolge eines Lärms der Schüler den jungen Heine schwer geprügelt und den Malstock an ihm abgeschlagen. Heine vergaß niemals eine ihm zuerkannte Strafe, wenn er sie auch redlich verdient hatte; vielleicht waren es diese Prügel, wofür er nachher an dem edeln Peter Cornelius Rache nahm. (I, S. 406.)

Wie außer Heine auch andere ehemalige Schüler bezeugen, fehlte es zwar am Lyzeum nicht an Mißständen, aber trotzdem mangelte es einem strebsamen Jüngling durchaus nicht an Gelegenheit und Mitteln zu vielseitiger Geistesbildung. Tatsächlich ist denn auch aus dem Lyzeum eine ziemliche Zahl bedeutender Männer, wie Franz von Zueggaglio, Anton Pelman, Chr. Sethe, Alex. v. Daniels und Ludwig Schopen, hervorgegangen.

Da Heine aber wahrscheinlich erst Ostern 1815 die Schule verließ, wie Asbach annimmt, der auf des Dichters Angabe, daß er mit anderen Schülern dem Vaterlande beim Wiederausbruch des Krieges seine Dienste angeboten habe, besonderes Gewicht legt, so stand er noch „mindestens ein halbes Jahr unter der strengen Zucht des neu eingerichteten Gym-

¹⁾ Allgem. Btg. 1899, Nr. 280. — ²⁾ Deutsche Dichtung Bd. 28, S. 125.

³⁾ Riegels Cornelius.

naßiums" und nahm an des trefflichen K. W. Kortüm „vertieftem Unterrichte" teil.¹⁾

Daß die patriotische Begeisterung, die nach der Schlacht bei Leipzig auch das Rheinland mächtig erfaßte, unseren Dichter ebenfalls mitriß, beweist ein Gedicht, das Professor Elster in der „Zeitschrift für Deutsche Dichtung" (Bd. 25) mitteilt und das Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft feiert.

Als Heine vier Jahre später, nachdem alle Versuche gescheitert waren, einen Kaufmann aus dem phantastischen, nervösen Jüngling zu machen, mit Zustimmung seines Onkels Salomon nach Bonn auf die Universität zog, mußte er behufs Zulassung zur Alma Mater eine Prüfung machen, da das Maturitätsexamen am Düsseldorfer Gymnasium damals noch nicht üblich war. Er bestand die Prüfung im Dezember 1819 zwar, aber mit der Note III, ein Beweis, daß er entweder auf dem Gymnasium nicht übermäßig viel gelernt oder das Gelernte inzwischen meist wieder vergessen hatte. In der Geschichte, sagt das Protokoll, sei er nicht ohne alle Kenntnisse, einen lateinischen Aufsatz habe er nicht geliefert, weil er von unsicherer Kenntnis und zu geringer Übung sei; zu einer Prüfung in der Mathematik habe er sich nicht verstanden; seine deutsche Arbeit, obwohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweise ein gutes Bestreben.²⁾ Dagegen soll er nach der Aussage seines Bruders Maximilian die englische und französische Sprache am Lyzeum gründlich erlernt haben.³⁾ Der Unterricht im Deutschen hat während der ganzen Zeit keine guten Früchte gezeigt, denn Heines Briefe an Sethe aus dem Jahre 1816 wimmeln noch von grammatischen Fehlern.

Früh schon machte Heine in der Liebe, deren Sänger er in gutem und schlechtem Sinne werden sollte, seine Erfahrungen. Der Hang zum weiblichen Geschlechte regte sich schon in den Schülerjahren in ihm und ward durch die Lektüre der unsaubern französischen Romane genährt. Heine hatte ein sehr reizbares Nervensystem, und man scheint nichts getan zu haben, um es zu schonen und die rege Phantasietätigkeit des Knaben in vernünftiger Weise zu regeln. Wie sein Bruder Maximilian⁴⁾ erzählte, liebte er 1813 die Tochter des Kriegsrats von A. Als er einst bei einem feierlichen Schulaftus den Schillerschen „Taucher" vorzutragen hatte, fiel sein Blick plötzlich auf das in den ersten Bänken

¹⁾ Allg. Ztg. 1899, Nr. 246. — ²⁾ Hüffer S. 102. — ³⁾ Das entspricht den Tatsachen nicht. Nach zwanzigjährigem Aufenthalte in Frankreich brachte Heine noch keinen korrekten französischen Brief zustande. Wie für Mathematik, ging ihm auch das Talent für Sprachen ab. Bez, S. 165 ff. — ⁴⁾ Erinnerungen S. 121.

vor ihm sitzende junge Mädchen. Er erbleichte, stockte, konnte nicht weiter deklamieren und sank endlich ohnmächtig zu Boden. Und doch kannte er die junge Dame nur von Angesicht!

Eine andere Liebelei fesselte ihn in ernsterer und, wenn seine „Traumbilder“ in der That hier ihren Ursprung haben (VII, S. 503), nicht unbedenklicher Weise. Sefchen (Josepha), die bleiche Tochter des Scharfrichters von Düsseldorf, zog ihn an, weniger durch ihre Schönheit, als durch den Reiz des Unheimlichen, der sie als das Kind „unehrlicher Leute“ umgab. Sefchen war sangeslustig und kannte eine Menge Volkslieder, meist schauerigen Inhalts, die der junge Heine sich gern von ihr vorsingen ließ und in seiner allen grellen Kontrasten zugewandten Phantasie weiter ausgestaltete. Heine hat dieser Liebschaft in seinen „Memoiren“ gedacht; Wahrheit wird hier mit Dichtung versetzt sein, wie denn fast jede persönliche Erfahrung von Heine als Grundlinie phantastischer und humoristischer Arabesken benutzt wurde.

II.

Frankfurt a. M. — Hamburg — Bonn — Göttingen.

(1815—1821.)

Als sich im Frühjahr 1815 die oberste Klasse des Gymnasiums infolge der kriegerischen Zeitläufte auflöste, bestimmte Betty Heine — der Vater scheint bei solchen Entschliessungen wenig in betracht gekommen zu sein — den Sohn für den Kaufmannsstand. Ein unglücklicherer Beschluß konnte nicht gefaßt werden; den leidenschaftlichen, reizbaren und haltlosen Jüngling auf eigene Füße stellen, seinen phantasievollen Geist zu einer Beschäftigung anhalten, die seiner ganzen Anlage so fern wie nur möglich war, hieß ihn dem Verderben aussetzen. Die Eltern sandten den Sohn in die Kämpfe des Lebens — er kehrte nicht als Sieger zurück.

Noch im Frühjahr 1815 reiste Samson mit dem Sohne nach Frankfurt am Main, wo Heinrich bei dem Bankier Rindsfleisch als Volontär das Wechselgeschäft erlernen sollte. Aber bei Rindsfleisch sowohl wie kurz darauf in einem Kolonialwaren-Geschäft erzielte er so geringe Erfolge, daß er nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der alten Krönungsstadt nur wußte, „wie Wechsel ausgestellt werden und Muskatnüsse aussehen“. Dagegen lernte er auf langen Streifzügen Frankfurt nach innen

und außen genau kennen und — hassen. Ueberall sah er nichts wie die unablässige, fieberhafte Jagd nach Gewinn, die Abwesenheit jedes höheren Geistesflugs und die geringste Achtung vor der Poesie. Die widerwärtigen Gestalten, die ihm in der Judengasse entgegentraten, der ihnen anklebende Schmutz, die Verachtung, mit der man ihnen allenthalben begegnete, stärkten seine geringe Liebe zur jüdischen Rasse nicht und erfüllten ihn mit Ingrimm gegen Verhältnisse, die eine solche Erniedrigung bedingten. In dem Fragment: „Der Rabbi von Bacharach“ hat er später die im Judenquartier gesammelten Anschauungen poetisch verwertet.

Heine kehrte in das elterliche Haus zurück in der sicheren Erwartung, daß nach diesem gänzlich fehlgeschlagenen Feldzuge in den Diensten Merkurs seine Eltern ihm seinen Wunsch, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen, gewähren würden. Aber in der Bolkerstraße hatte sich inzwischen durch die schlechten Zeitverhältnisse und schwere geschäftliche Verluste die Stimmung sehr zu seinen Ungunsten geändert. Der Sohn wurde ungnädig empfangen und nach einer Beratung mit dem einflußreichen Bruder Samsons in Hamburg, dem mehrfachen Millionär Salomon Heine, im Sommer des folgenden Jahres nach Hamburg gesandt.

Heine arbeitete zunächst im Kontor seines Onkels; 1818 aber eröffnete er mit den ihm von diesem zur Verfügung gestellten Mitteln unter der Firma „Harry Heine u. Komp.“ ein Kommissionsgeschäft. kaum zwanzig Jahre alt, stand er mitten im Strudel eines wilden, verführerischen Lebens. Anfänglich fand er Anschluß in der Familie seines Onkels, der ihn sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Indessen gefiel dem jungen Manne die „geschmiegelte“ Gesellschaft nicht, die in den eleganten Salons seines „millionärrischen“ Onkels verkehrte. Hamburg sprach ihn noch weniger an als Frankfurt, und die Gründe waren die gleichen. „Es ist ein verludertes Kaufmannsneest hier; Huren genug, aber keine Musen,“ schreibt er am 6. Juli 1816 an Sethe. Ähnliche Ansichten entwickelte er noch oft in breiterer, witziger Ausführung (IV, 97/106).

In dieser Zeit tritt seine jugendliche Verehrung der katholischen Kirche stärker hervor. In dem höchst bezeichnenden Briefe Heines vom 27. Oktober 1816 an Sethe heißt es: „In religiöser Hinsicht habe ich dir vielleicht bald etwas sehr Verwunderliches mitzuteilen. Ist Heine toll geworden? wirst du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir der Himmel das Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen: nur in die unendlichen Tiefen der Mystik kann ich

meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich erscheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid! Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.“ Als Ergänzung dieses Gefühlsausbruches mag folgende Stelle aus den „Geständnissen“ (VI, S. 66) dienen: „Nicht selten in meiner Jugendzeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnisvolle selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie (d. i. des kath. Kultus und Dogmas); auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime.“

Heine scheint sich in jener Zeit mit dem Gedanken, katholisch zu werden, getragen zu haben. Aber wie in den Knabenjahren seine Neigung zur Kirche in poetischen und ästhetischen Beweggründen wurzelte, so ging sie hier aus tiefen seelischen Leiden hervor. Heine liebte Amalie — von ihm Molly genannt —, die dritte Tochter seines Oheims Salomon, und fand keine Gegenliebe, wahrscheinlich sogar schnöde Zurückweisung. Zum ersten Mal durchströmte sein ganzes feuriges Wesen eine heftige Leidenschaft, die ihn in die furchtbarste Aufregung versetzte. Er schrieb unter dem Ausbruch echten Schmerzes an Sethe am 27. Oktober 1816 einen konfuseu Brief, der ihn unter der Schwere unerwidelter Leidenschaft dem Wahnsinn nahe zeigt. Vielleicht kam noch ein körperliches Leiden hinzu, das seine verzweifelte Stimmung auf die Spitze trieb. Elster deutet an,¹⁾ daß dieselbe geheime Krankheit, die später Heines Ausschließung aus der Göttinger Burschenschaft veranlaßte, möglicherweise auch der Grund war, weshalb seine Bewerbung um die Hand seiner Cousine erfolglos blieb.

Molly, die sogar die von Heine an sie gerichteten Lieder verschmähte, heiratete am 15. August 1821 den Gutsbesitzer Friedländer. Heine hatte noch lange an seiner unglücklichen Liebe und an seinem Schmerze zu tragen und suchte das Bild des geliebten Mädchens im Taumel sinnlicher Ausschweifungen zu vergessen. „Erst der traurige Ausgang seiner Jugendliebe hat Heine zum leichtsinnigen Genußmenschen gemacht,“ bemerkt M. Kaufmann nicht ganz mit Unrecht dazu. Freilich hätte dieser tiefe, nie ganz überwindbare Jugendschmerz einen anderen jungen Mann mit sittlichen Grundsätzen nur geläutert; den moralisch haltlosen Heine mußte er dagegen in den Pfuhl träumerischer Verzweiflung und Selbsterniedrigung niederdrücken. Er gab sich rasch einem

¹⁾ Buch der Lieder S. XIV.

wüßten Leben hin und trank den Becher sinnlichen Genusses, der ihm in der großen Handelsstadt breitwilligst gereicht wurde, in vollen Zügen. „Mein inneres Leben,“ sagt er selbst in einem Briefe an Wohlwill vom 7. April 1823, „war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt; mein äußeres Leben war toll, wüß, zynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatz meines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre.“ Er handelte nach dem in seinen „Memoiren“ gegebenen Rezept: „Das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber“ (VII, S. 510), und bewahrte insolgedessen den berühmten Straßen Hamburgs in seinen Werken ein freundliches Andenken.

Bei solchem Lebenswandel, der nicht verborgen bleiben konnte, wurde das Verhältnis Heines zu seinem Onkel bald getrübt. Salomon Heine war ein guter und edler Charakter; er war gern bereit, seinen talentvollen Neffen — der ihm übrigens, von wenigen Zwischenfällen abgesehen, zeitlebens dankbar blieb — zu unterstützen und ihm die Wege zu Reichtum und Ansehen zu bahnen; aber er war eine durchaus nüchterne Natur, ein Paragraphenmensch, der nicht begreifen konnte, wie man den Feuerkopf von Neffen erziehen müsse, und der es diesem nicht verzieh, daß er, anstatt sein säuberlich seinen Geschäften nachzugehen, heimlich Gedichte machte und diese sogar, wenn auch unter falschem Namen, veröffentlichte — noch dazu Gedichte, die seiner Tochter Molly galten. Sein Interesse für den Neffen erkaltete und ward durch die Zuflüsterungen seiner beiden Schwiegeröhne — wie Heine behauptet — auf den Nullpunkt gebracht.

All diese bitteren Erfahrungen und widrigen Verhältnisse hielten den jungen Dichter lange in einer düsteren Stimmung, die sich in seinen in „Hamburgs Wächter“ unter dem grotesken Pseudonym „Sy Freudhold Riesenharf“ (zusammengesetzt aus: Harry Heine, Düsseldorf) im Februar und März 1817 veröffentlichten Gedichten kundgibt. Erinnerungen aus Gesehens und aus G. Th. A. Hoffmanns gespenstischen Erzählungen verbinden sich in ihnen mit den Klagen unglücklicher Liebe. Es sind die Gedichte: „Ein Traum, gar seltsam schauerlich“, „Es treibt mich hin, es treibt mich her“, „Der Zimmermann“, und von den Romanzen: „Die Weihe“, „Die Biene“, sowie „Die Romanze vom Rodrigo“ (später „Don Ramiro“ betitelt). Die „schauerliche Todeslust“, die Heine im katholischen Kultus gefunden haben wollte, durchweht auch die meisten dieser nicht unbedeutenden Gedichte. Er offenbart hier — wie

auch in seinen Briefen aus Hamburg — eine hoffnungslose Stimmung, die nicht geheuchelt erscheint; noch begegnet uns nirgend ein frivoler Witz und noch hebt zynische Selbstverspottung die Wirkung der Gedichte nicht auf.

Im Sommer 1819 war Heine genötigt, sein Geschäft zu liquidieren. In Hamburg hatte er nur gelernt, wie man sein Leben vergeudet, und über allen Zweifel bewiesen, daß von berechnendem Handelsgeist nicht einmal die geringe Begabung des Vaters auf ihn übergegangen sei. Stärker als je erwachte in ihm die Sehnsucht, sich dem Studium zu widmen. Ohne Onkel Salomon ging das allerdings nicht. Der gutmütige Millionär ließ sich erweichen und versprach, „dem dummen Jungen“ für ein dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft die nötigen Gelder vorzustrecken, wenn dieser sich verpflichtete, den Doktorgrad zu erwerben und sich dann in Hamburg als Advokat niederzulassen.

Am 11. Dezember 1819 wurde Heine in Bonn als Stud. jur. et cameral. immatrikuliert. Er hörte juristische und geschichtliche Kollegien, namentlich aber August Wilhelm v. Schlegels Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Seine sämtlichen Professoren bekundeten ihm rühmlichen Fleiß in den Studien;¹⁾ und der Rektor Augusti bescheinigte ihm am 14. September 1820,²⁾ sein sittliches Betragen sei stets untadelhaft gewesen. Die Tollheiten des Studentenlebens liebte Heine nicht; sie zu entbehren, wurde ihm um so leichter, als er Bier und Tabak verabscheute, und Kopfschmerzen ihn zu häufiger Zurückgezogenheit zwangen. Indessen zeigt sich in seinen von Bonn aus geschriebenen Briefen bereits ein Anfang von häßlich-frivoler Schreibweise. (Brief an Beugheim 15. Juli 1820.)

Dem vom Onkel vorgeschriebenen Brotstudium widmete Heine weniger Zeit und Fleiß als der schönen Literatur, der er in Bonn näher stand als in Düsseldorf und Hamburg. Wilhelm v. Schlegel, der damals seine ästhetischen Hauptwerke bereits geschrieben hatte und als berufener Wortführer der romantischen Schule auf dem Höhepunkt seines Ansehens stand, übte nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Heine neigte durchaus zur Romantik, die damals ihre Blütezeit bereits hinter sich hatte, aber er bewahrte ängstlich seine Selbständigkeit. Die schrankenlose Herrschaft der Phantasie, mit ihrer Mondschein-, Zauber- und Gespensterwelt, das kühne Hervorkehren des Subjektiven mit hochmütiger Verachtung der „Philistrosität“, der lebensvolle Inhalt der Dichtungen

¹⁾ Hüffer S. 106. — ²⁾ Gartenlaube 1877, S. 19.

sowie die lächelnde Selbstironie, die der Romantik eigen waren, entsprachen seinen innersten Neigungen.

In einem Aufsatz, der 1820 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt“ des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers“ zu Hamm erschien (VII, S. 150), warf er sich sogar zum Verteidiger der Romantik auf, die von W. v. Blomberg angegriffen worden war. Er führt kurz aus, wie die romantische Poesie im Mittelalter entstand und in neuerer Zeit wieder aufblühte. Er stellt für die romantische Dichtung die von ihren Vertretern oft genug vernachlässigte Forderung auf, daß sie in bestimmten Umrissen zeichne, daß sie plastisch schildere. In diesem Satze zeigt sich schon der Gegensatz Heines zu den ihm sonst verwandten Dichtern der romantischen Schule. Zu den größten Romantikern zählt nach seiner Ansicht Wilhelm v. Schlegel, den er ungeniert neben Goethe stellt. Ganz entschieden verwahrt er sich gegen jene Romantik, die mit den Neufßerlichkeiten des Christentums spielte. Er meint sogar, Christentum und Rittertum seien nur Mittel gewesen, um der Romantik Eingang zu verschaffen. „Kein Priester braucht noch geweihtes Del hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzuferkern, kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zu Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein.“ (VII, S. 150.)

Heine hat, wie man sieht, seine katholisierende Periode bereits hinter sich; die angebliche „schauerliche Todeslust“ der katholischen Kirche und die blassen Entsagungsgefühle, die ihn einst so unendlich anzogen, sind einer kampfesfrohen Stimmung gewichen, die das banale: „Wider Pfaffen und Junker“ zu ihrem Feldgeschrei machte.

Schlegel, der nie ein echter Romantiker, wie sein Bruder Friedrich, Novalis und Brentano, war und vom Katholizismus sich nicht einmal Neufßerlichkeiten angeeignet hatte, nahm die Huldigungen seines jungen Verehrers dankbar hin, prüfte dessen dichterische Arbeiten und ermunterte ihn zu weiterem Schaffen. Selbst ein Meister der poetischen Form und die schöne Hülle fast höher schätzend als den Inhalt, hielt er seinen jungen Freund an, seine dichterischen Erzeugnisse mit der peinlichsten Sorgsamkeit zu feilen. In Schlegels Werkstatt lernte Heine, seinen kleinen Gedichten durch mühselige Polierarbeit jene Glätte zu geben, die Eingebung des Genius zu sein scheint. Hier machte er sich selbst zum strengen Gebot, was er seinem Freunde Steinmann am 29. Oktober 1820 riet: „Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das

liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächs mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst. Das ist des Künstlers erstes Gebot.“

Heine widmete seinem Lehrmeister tiefste Ergebenheit und dichtete in jugendlicher Begeisterung drei formvollendete Sonette auf ihn. Dreizehn Jahre später warf er selbst sein Gözenbild vom Altar.

Mit studentischen Altersgenossen unterhielt Heine nur knappen Verkehr. Den Juden stand er gänzlich fern; mit ihnen knüpfte er überhaupt nur dann Verbindungen an, wenn sie reiche, angesehenere oder gelehrte Leute waren. Es wurde ihm nicht leicht, sich Freunde zu erwerben, weil er nicht gern aus sich herausging, über sein eigentliches Wesen beständig mit wickelnden Bemerkungen täuschte und als Jude in studentischen Kreisen nur schwer Aufnahme fand. Wolfgang Menzel erzählt¹⁾ von ihm, er sei fabelhaft häßlich und aufdringlich gewesen und viel verspottet worden; doch habe man ihn seines Geistreichthums wegen auch geschätzt.

Die wenigen Freunde indessen, die Heine in Bonn besaß und noch einige Jahre festzuhalten wußte, gereichten ihm zur Ehre. Christian Sethe, den er in mehreren Sonetten besang, blieb auch hier sein Mentor und rückte zum gelegentlichen Säckelmeister auf. Sehr eng schloß sich Heine auch an den gläubigen Katholiken, den eifrigen, aber mittelmäßigen Dichter Joh. Bapt. Rousseau an, der dem Charakter Heines noch 1834²⁾ ein sehr günstiges Zeugnis ausstellte, sowie an Karl Simrock. Unverdrossen feilte er an kleinen Liedern und arbeitete während der Sommerferien 1820 an einer Tragödie „Almansor“, sowie an Uebersetzungen aus Byrons Werken.

Trotz seines geringen Verkehrs konnte er der burschenschaftlichen Bewegung sich nicht entziehen, die damals in der Mosenstadt in hoher Blüte stand. Zu ihr zog ihn seine Neigung zur Opposition gegen alle Zustände, die die Freiheit des Denkens und Handelns zu hemmen geeignet waren. Mit der Tendenz der Burschenschaften, dem stillen Kampf gegen die Engherzigkeit der Regierungen war Heine einverstanden. Sein Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, längst geweckt durch das Gefühl, einer niedergehaltenen Klasse anzugehören, fand einen energischen Ausdruck in dem hier entstandenen Gedicht „Deutschland“ (II, S. 159). Die Neußerlichkeiten der Burschenschaften in Kleidung und Benehmen machte er, der stets modisch gekleidet einherging, nicht allein nicht mit,

¹⁾ Erinnerung S. 143. — ²⁾ Kunststudien S. 242.

sondern sie lieferten seiner scharfen Beobachtungsgabe reichlichen Stoff zu boshaften Bemerkungen. In eine der vielen gegen Studenten erhobenen Untersuchungen, die ihm wegen ihrer kleinlichen Körperleien unvergeßlich blieb,¹⁾ wurde er als Zeuge verwickelt.

Nach Ablauf der Sommerferien 1820 sah Heine plötzlich ein, daß Bonn doch nicht der geeignete Ort sei, um sich dem Brotstudium gründlich zu widmen. Er verließ die heitere Musenstadt und wendete sich nach kurzem Aufenthalt in Düsseldorf, den ganzen weiten Weg in einer genußreichen Fußwanderung zurücklegend, der ernstern Georgia Augusta in Göttingen zu, wo er am 4. Oktober immatrikuliert wurde. Schon nach drei Wochen erschien ihm die hier vorgetragene Gelehrsamkeit unfähig langweilig und unfruchtbar; der unter den Studenten herrschende „steife, patente und schnöde“ Ton (Brief an Steinmann vom 29. Oktober 1820) ärgerte ihn und zwang ihn zur Abgeschiedenheit, die allerdings „das Dachsen“ erleichterte; sein Haß gegen die bevorrechteten Stände fand durch die Ausnahmestellung der adeligen Studenten — „patente Bomadehengste“ nennt er sie am 9. November — neue und reiche Nahrung. Er gewann einen allerdings gemäßigten und ideal veranlagten Gesinnungsgenossen an dem Westfalen Benedikt Waldeck, dem späteren angesehenen Volksmann, der damals eine Revolution für kein großes Uebel hielt, wofern durch sie nur eine tüchtige Reform erreicht werde.²⁾ Intim wurde sein Umgang indessen weder mit Waldeck noch mit anderen Studenten, dagegen unterhielt er eifrigen Briefwechsel mit seinen früheren Freunden.

Die Freude am Studium der Rechtswissenschaften hatte auch hier nur kurzen Bestand; er hörte nur das altdeutsche Kollegium, sowie Sartorius' Vorlesungen über deutsche Geschichte regelmäßig, dichtete und feilte aber unermüdet und brachte auch den „Almanzor“ um ein Stück weiter. Ueber seine sonstigen Liebhabereien gibt das, nach Hessels Feststellung³⁾ in Göttingen entstandene Gedicht: „Auf den Wellen Salamancas“ (I. S. 131) genügende Aufklärung.

Bald nahm sein Aufenthalt in der durch ihre „Würste und Universität“ berühmten Stadt ein jähes Ende. Er forderte am 2. Dezember 1820 einen Studenten Namens Wiebel, der ihn schwer beleidigt hatte, auf Pistolen und ward, obgleich das Duell nicht stattfand, am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr von der Universität verwiesen. Seine

¹⁾ Hüffer S. 74 f.

²⁾ Briefe und Gedichte S. 9. — ³⁾ Burschenschaftl. Blätter 1888. Nr. 9, 10.

Göttingen 1819—1821

Abreise konnte er indessen wegen der schon oben angedeuteten häßlichen Krankheit, die seine Ausstoßung aus der Burschenschaft zur Folge hatte¹⁾, erst Ende Februar bewerkstelligen. Er verließ die Stadt mit einem tiefen Haß gegen alles, was mit ihr zusammenhing, namentlich aber gegen die Göttinger Professoren, deren angebliche Geistesarmut und Gelehrten-dünkel er noch häufig geißelte.

III.

Berlin. (1821—1823.)

In Berlin, wo er am 4. April 1821 in der juristischen Fakultät immatrikuliert wurde, lernte Heine die politischen Zustände Preußens, die er in Bonn nur wie durch ein Fernglas hatte betrachten können, in der nackten Wirklichkeit kennen. Die politische Verfolgungssucht gegen alle freien Bestrebungen stand in Blüte. Die Presse, selbst die schönwissenschaftliche, seufzte unter dem Druck einer strengen Zensur. Der Buchhandel war durch drückende Bestimmungen eingeengt; die Leihbibliotheken waren gezwungen, ihre Verzeichnisse einzureichen. Wie es den burschenschaftlichen Vereinigungen erging, ist satzsam bekannt. In den Gesellschaften waren politische Gespräche durch stille Verabredung ausgeschlossen, weil keiner dem anderen traute und man das dionysische Ohr fürchtete.

Welch ein Geist sich in solcher Zwangslage ausbilden mußte, läßt sich denken: politische Heuchelei und niedrige Kriecherei nach außen, nach innen ohnmächtiges Zähneknirschen und giftige Medisance. Die gebildete Bevölkerung suchte in Literatur, Musik, Theater und rauschender Geselligkeit Unterhaltung, und zerfleischte einander in eng geschlossenen Kliquen.²⁾ Ueberall feierte die Mittelmäßigkeit ihre Orgien. Ueber die Bühne schritten nicht mehr die Helden Schillers, der vor erst sechzehn Jahren gestorben war, sondern die lungenstarken Pygmäen Raupachs und Houwalds; die Oper mit glänzender Ausstattung und magerm Inhalt drängte das Interesse am Schauspiel zurück. Den Büchermarkt versorgten unter Clarens Anführung Talente dritten Ranges, deren Fruchtbarkeit vom Lesehunger des Publikums noch weit übertroffen wurde.

¹⁾ Goedeke III, S. 439. — ²⁾ Treitschke III, S. 431.

Indessen gab es in der Residenz noch kleine schöngeistige Gemeinden, die mit dem Alten von Weimar Götzendienst trieben. Der bedeutendste dieser Kreise bildete sich um Rahel, die leidenschaftliche Gemahlin Barnhagens von Ense; dort fand Heine als Landsmann des Hausherrn — Barnhagen war ebenfalls in Düsseldorf geboren —, gestützt auf gute Empfehlungen, Aufnahme.

Barnhagen, damals den Vierzigern nahe, war ein fein gebildeter Mann, ein eifriger Förderer dichterischer und künstlerischer Bestrebungen und ein geschmackvoller Schriftsteller auf historisch-biographischem Gebiete. Zu seinen Lebzeiten trat er als einer der Zahmen auf. Nach seinem Tode gestatteten seine bündereichen Aufzeichnungen Einblicke in einen Charakter, der dem herrschenden Regime Verbeugungen machte, innerlich aber von ingrimmigem Haß und giftiger Spottlust beseelt war.

Seine Frau, Rahel, von Geburt Südin, war eine anmutige, aber nicht schöne Erscheinung; ihr geistsprudelndes, pikantes, aber unklares Wesen fesselte selbst hervorragende Männer. Als Barnhagen sie heiratete (1813), hatte sie ein bewegtes, von fast toll zu nennender Liebesleidenschaft häufig zerrissenes Leben hinter sich. Schmidt-Weißensfels¹⁾ sagt in bekannter Manier von ihr: „Als Muster wollen wir diesen Wechsel gewaltiger Herzensstürme nicht aufstellen. Aber Genialitäten wie die Rahels bilden eben Ausnahmen, und man darf sie nicht mit dem Maßstab der Durchschnitts-Philisterhaftigkeit messen wollen.“

Rahels Weltanschauung war die freieste. Sie betrachtete den Menschen lediglich als ein Naturprodukt. „In der sittlichen Welt ließ sie allein die Willkür des persönlichen Gefühls gelten. . . . Vaterland und Kirche, Ehre und Eigentum, alles erlag ihrer zersetzenden Kritik.“²⁾ Sie schwärmte für die Emanzipation der Frauen im weitesten Sinne. Daß bei Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft der Zwang der Ehe aufgehoben werden müsse, war für sie selbstverständlich; wir finden dies Streben bei solchem Ideengang immer wieder. Wie Rahel, so dachte im wesentlichen auch ihre Gesellschaft. Durfte es doch Heine wagen, Friederike Robert, der schönen Frau von Rahels Bruder, und Rahel selbst am 22. Dezember 1829 sein höchst unsauberes Buch über Platen zu senden. Männer wie Chamisso, Fouqué und Willibald Alexis (Häring), mit denen Heine dort bekannt wurde, müssen wir natürlich ausnehmen, während der Philosoph Schleiermacher, der Verfasser der berühmten Briefe über Friedrich Schlegels noch berühmtere

¹⁾ Gartenlaube 1878, S. 48. — ²⁾ Treitschke IV, S. 428.

„Lucinde“, an Frau Rahels kühnem Weltssystem gewiß mitzuarbeiten bereit war.

Ein anderer Kreis schöngeistiger Personen, in dem Heine Zutritt fand, versammelte sich in dem Hause der Frau von Hohenhausen. Hier lag man vor dem „Dichter des Welt Schmerzes“, Byron, wie Rahel und ihre Jünger vor dem „Gott“ in Weimar, auf den Knien. Hier traf Heine neben dem Dichter Gotthilf August von Maltitz und dem Maler Wilhelm Hensel — dem Bruder der Dichterin Luise Hensel — einige bedeutende Männer jüdischer Abstammung, wie den Rechtsgelehrten Gans und den Philosophen Bendavid.

Bei Rahel und Barnhagen fühlte sich Heine am meisten heimisch; beide nahmen sich des jungen Mannes, der, wie sie, gern bereit war, den philiströsen und „große Geister“ beengenden Verhältnissen den Krieg zu erklären, freundlich an und übten auf die Entwicklung seiner Weltanschauung bedeutenden Einfluß aus. Auch machten sie ihn mit einflußreichen Männern bekannt und förderten ihn in seinen dichterischen Arbeiten. Besonders wertvoll für Heine ward die Bekanntschaft mit dem Herausgeber der angesehenen Zeitschrift „Der Gesellschafter“, F. W. Gubitz, der dem jungen Dichter in liebenswürdiger Weise entgegenkam und gern seine Zeitschrift zur Wiege der Heineschen Gedichte machte.

Ueber die Rolle, die Heine in jenen Kreisen spielte, gehen die Ansichten weit auseinander. Die Prinzessin della Rocca, die ihren Onkel in kindlicher Naivetät verehrt, schreibt mit offener „poetischer Freiheit“¹⁾: „Seine satirische Art, zu plaudern, seine ironischen Bemerkungen machten ihn zum Mittelpunkte der Gesellschaft.“ Strodtmann ist bei weitem nicht so enthusiastisch. Ein Mitglied der Barnhagenschen Tafelrunde berichtet in Westermanns Monatsheften²⁾: „Heine war in unserem Kreise einer der Jüngsten, jedoch ohne jugendliche Heiterkeit und Frische. Ein körperlich frühverwelkter,³⁾ geistig blasierter Jüngling, galt von ihm, daß er weniger durch eigenen Witz, als vielmehr anderen zur Zielscheibe des ihrigen dienend, zur Erheiterung beitrage; namentlich verfolgte ihn Eduard Gans mit schneidendem Hohn und erlaubte sich mit Heines Eitelkeit und Lüsternheit manch' kühnen Scherz. Sein Benehmen in Gesellschaft war meist stumm, zurückgezogen und ironisch beobachtend, um sodann plötzlich durch dazwischen geworfene Witzworte und Bemerkungen

¹⁾ Erinnerungen S. 63. — ²⁾ Bd. 5, S. 261.

³⁾ Gubitz (II, 261) bestätigt, daß dem abgemagerten Gesicht Heines die Spuren frühzeitiger Genüsse nicht mangelten.

kungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und womöglich eine gewaltige Aufregung in der Gesellschaft zu verursachen. Die Versuchung hierzu übte einen untwiderstehlichen Reiz auf ihn aus, und er erlag ihr ohne Scheu und Rücksicht. Seine hohe dichterische Begabung wurde schon damals in unserem Reise anerkannt, obgleich es nicht an Stimmen fehlte, die über den Wert der Früchte seines Genius bei einem gewissen Mangel an sittlicher Haltung und Würde Bedenken äußerten."

Heine war indessen weit davon entfernt, nur in solchen geschmackvoll ästhetischen Kreisen sich zu bewegen. Er durchschwärmte,¹⁾ seinen Hamburger Gewohnheiten getreu, häufig die Nächte auf den Redouten des Opernhauses, wo die „Priesterinnen der ordinären Venus“, so sagt er selbst in den Berliner Briefen, „Erwerbs-Intriguen anknüpfen“, oder in einer Gemeinschaft toller Gesellen, Studenten und Dichter, die allabendlich im alten Kasino in der Behrenstraße oder in der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener zusammenkamen. — Da waren E. T. A. Hoffmann, Ludwig Devrient, Ludwig Robert u. a. Der Ausgelassenste von allen war Grabbe, der Dichter „mit dem Rainsstempel göttlichen Wahnsinns an der Stirn“, dessen zynischer Humor oft genug an Berrücktheit grenzte. Bei den Zusammenkünften dieser jungen Stürmer und Dränger ging es sauber zu. „Da wurden“, erzählt Ziegler in seinem „Leben Grabbes“,²⁾ „kleine (!) literarische Bosheiten ausgeheckt; heute ward für die Juden geschrieben, morgen wurde ein eiteler jüdischer Komponist im Scherz mit einer scharfen Kritik bedroht und gab im Ernst einige Louis her, die man in wilder Lust verjubelte. Einmal, in einer kazenjämmerlich trüben Stimmung, fiel es sogar mehreren Mitgliedern der Gesellschaft ein, fromm und katholisch werden zu wollen, und in launigem Uebermut ward ein Schreiben an Adam Müller abgefaßt, der indes nicht darauf antwortete. Eine hübsche Brünette bereitete und kredenzte den Punsch und wurde belohnt mit Gedichten und Küßchen.“

In dieser Umgebung vervollkommnete Heine sich in der „Kunst“, die heiligsten Ueberzeugungen in saftigen Witz zu verhöhnern, die geschlechtlichen Beziehungen zur Zielscheibe zynischer Beobachtungen und Betrachtungen zu machen. Hier traf er die Gesellschaft, deren Mitglieder sich nach seinem eigenen Ausdruck nur verstehen konnten, wenn sie im Not sich zusammenfanden.

¹⁾ Strodtmann I, S. 169. — ²⁾ S. 48.

Uebrigens wurde Heine auch hier nicht geschont; namentlich traf ihn der angriffslustige Grabbe häufig mit seinen grotesken Wizen. Gewiß wird Heine ihm gedient haben, vielleicht mit denselben Waffen, denn Grabbe behauptete,¹⁾ er sei nicht ohne Einfluß auf Heines witzige Manier geblieben.

Endlich kam Heine in Berlin auch mit wissenschaftlichen jüdischen Kreisen in Berührung. Die Juden, namentlich die Berliner, befanden sich in jener Zeit in einem Zustande der Gärung. Die gebildeten Israeliten neigten zum Indifferentismus, ja, manche hervorragende Persönlichkeit trat zum christlichen Glauben über, was einem Gegner des Christentums, wie Heine es geworden war, sehr mißfiel. Die Juden des mittleren Standes — von den Angehörigen des unteren ganz abgesehen — hielten sich auf einer Bildungsstufe, die sie vom geselligen Verkehr in höheren Kreisen ausschließen mußte. Männer wie Gans, Bendavid, Junz u. a. suchten nun eine Reform des Judentums anzubahnen, es den Anforderungen der Zeit entsprechend umzugestalten und zu erheben, sowie die jüdische Religion vernunftmäßig auszubauen. Sie zogen auch Heine in die Bewegung, und er wohnte den Sitzungen eines zu diesem Zweck von Gans und Junz gebildeten Vereins häufig bei, ohne sich tiefer in die Sache einzulassen. Die religiöse Seite der Bewegung interessierte ihn nicht allein nicht, er verabscheute sie sogar. (Brief an Moser vom 23. August 1823.) Er wollte lediglich helfen, die soziale Stellung der Juden zu verbessern, da der Erfolg dieser Bestrebungen auch ihm zugute kommen mußte. Und er hatte ihn nötig, da ihm als Juden die Bekleidung vieler Stellen versagt war. Die 1823 erfolgte Aufhebung des Edikts vom 11. März 1812, das den Juden eine gewisse Gleichberechtigung versprach, zerstörte seine Zukunftspläne und erfüllte ihn wie andere seiner Glaubensgenossen mit Haß gegen den Staat, in dem er lebte „Alles, was deutsch ist,“ schreibt er an Sethe, „ist mir zuwider. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt mir die Ohren.“

In gleichem Maße wuchs sein Haß gegen die christliche Religion, deren Befenner in sozialer Beziehung bevorrechtet waren. Einen schlagenden Beweis, wie sehr in dieser Hinsicht der Verkehr mit den Reformjuden und die Aufhebung des Edikts auf ihn wirkte, haben wir in seinem Briefe an Wohlwill vom 1. April 1823. Er äußert sich dort über die jüdische Bewegung in hoffnungsloser Weise und fügt die rohen Sätze

¹⁾ Ziegler, S. 49.

hinzu: „Der endliche Sturz des Christentums wird mir täglich einleuchtender. Es gibt schmutzige Ideenfamilien, welche in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Betritt man eine dieser Ideenwanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendlang riechbar ist. Eine solche ist das Christentum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet.“

Die Reformjuden, namentlich Gans, ein Anhänger der Hegelschen Philosophie, wiesen Heine auf Hegel, die Berliner Pythia, hin. Heine rühmt sich, dem damals hochangesehenen Philosophen nahegetreten zu sein. Er hielt ihn in jener Zeit für den größten seiner Kunst und schwor auf sein Wort, wie so viele andere. Aus mehrfachen Anzeichen dürfen wir indessen schließen, daß Heine von dem Hegelschen System nur wenig verstanden hat. Lassalle, der Hegelianer strengster Observanz war, äußerte, Heine habe ihm bekannt, daß er von der Hegelschen Philosophie wenig begreife, dennoch sei er überzeugt gewesen, daß diese Lehre den wahren geistigen Kulminationspunkt der Zeit bilde. Worin dieser nach Heines Meinung bestand, geht uns aus seinen „Geständnissen“ (VI. S. 48) hervor, wo er sagt: „Ich war jung und stolz, und es tat meinem Hochmut wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. . . . War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis.“

Die Vorlesungen Hegels besuchte Heine fleißig. Daneben hörte er den großen Bopp über vergleichende Sprachwissenschaft, Hagen über altdutsche Literatur, Wolff über altgriechische Literatur, und seinen Freund Eduard Gans, einen eitlen Schönredner, über juristische Themata.

Von Freunden Heines ist hier noch der schöne junge polnische Graf Eugen v. Breza zu erwähnen, dem Heine sehr zugetan war. Er erklärte ihn für den einzigen Menschen, mit dem sich umgehen lasse. Die Sommerferien des Jahres 1822 brachte er auf Brezas Einladung auf dessen Gütern in Polen zu. Die Frucht dieses Aufenthaltes war die Schrift über Polen, die im Januar 1823 im „Gesellschafter“ zum Abdruck gelangte.

Je länger er indessen in Berlin verweilte, desto mehr verringerte sich sein Kreis von vertrauten Freunden. Sein nervöses Leiden, nament-

lich sein beständiger Kopfschmerz, wurde immer quälender. Sturzbäder brachten ihm nur wenig Vinderung. Langsam entwickelte sich der Wahn, überall verfolgt zu werden, ein Wahn, der sich steigerte, als er anfang, durch Offenbarung seiner politischen Ansichten Aufmerksamkeit zu erregen. Am 14. April 1822 schreibt er an Sethe: „Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traume sehe ich meine sogenannten Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Bleitropfen ins Gehirn rinnen. Des Tages verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall höre ich meinen Namen und hinterdrein ein höhnisches Gelächter.“ Dieselben Klagen äußert er gegen Immermann am 24. Dezember 1822. Am 21. Januar des folgenden Jahres meint er sogar, es habe sich eine Sozietät gebildet, die systematisch durch schändliche Gerüchte und öffentliche Kotbewerfung ihn in Harnisch zu bringen suche. Dieselbe Furcht, verbunden mit wildem Trotz, spricht aus den Sonetten an Sethe.

Ganz ohne Hintergrund war dieser Verfolgungswahn nicht. Sein beißender Witß verwundete häufig selbst Personen, die ihm günstig gesinnt waren. An seinen Liebesgram glaubten nur die wenigen, die ihn näher kannten, und seine Lüsternheit wurde zum Gegenstand des Gespöttes; nicht minder seine Eitelkeit, die nach glaubwürdigen Berichten einen so hohen Grad erreichte, daß er stundenlang „Unter den Linden“ auf und ab ging, in der Meinung, alle Leute flüsterten sich zu: „Das ist der Dichter Heine“. ¹⁾

Der Eifer, mit dem er für seinen Freund Immermann die Reklame-trommel schlug, ward ihm von eifersüchtigen Berliner Schriftstellern sehr verdacht und veranlaßte folgendes Inserat im „Freimütigen“ (vom 18. Januar 1823): „Der Rheinische Künstler, Herr Heinrich Heine, der aus allzu großer Bescheidenheit mit seinem Talente nicht hervorzutreten wagt, wird von seinen Verehrern dringendst ersucht, sie durch mimisch-plastische Darstellungen aus Immermanns »Edwin« zu erfreuen.“ Das Inserat hat, was noch von keinem Heine-Forscher hervorgehoben ist, einen sehr starken Beigeschmack. Funke Dunst in genanntem Drama ist genau die Person, als welche Heine in gewissen Kreisen Berlins verschrien war. Er ist stark sinnlich, prahlt gern und heuchelt beständige Melancholie. „Eure Lungen,“ sagt Gumer zu ihm, „waren schwach geworden vom Seufzen, und eure Augen entzündet von Tränen; ich aber habe oft die Zwiebel gesehen, die ihr verstoßen ins Schnupftuch wickeltet.“

¹⁾ Karpeles, S. 11.

Seine Schriftstellerei vermehrte die Gegnerschaft. Vom 26. Januar bis zum 19. Juli 1822 erschienen von ihm in dem Kunst- und Wissenschafts-Blatt des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers „Briefe aus Berlin“. An den Brief erinnernd, den Jost v. Eichenwehen in Brentanos Godwi aus der Residenz schreibt, suchen sie in buntestem Durcheinander und leichtem Plauderton ein Bild Berliner Lebens zu geben, das wohl von der scharfen Beobachtungsgabe Heines, nicht aber von seinem Talent, mit blendenden Lichteffekten zu arbeiten, Zeugnis gibt. Seine glänzende Darstellungsgabe, die Kunst, mit packenden Gegensätzen zu spielen, liegt hier noch in den Windeln. Indessen lenkten die Briefe rasch die Aufmerksamkeit auf den Verfasser, der mit fecker Hand persönliche Hiebe austeilte, ungeniert sich über Börsianer, Aristokraten, „teutsche Jünglinge“ lustig machte und selbst dem Berliner Lokalpatriotismus einige unangenehme Wahrheiten sagte. Ein Baron v. Schilling fühlte sich durch eine Stelle beleidigt und ließ Heine eine Forderung zugehen. Dieser gab, um das Duell zu vermeiden, am 3. Mai 1822 im „Gesellschafter“ (VII, S. 524) eine Erklärung, daß ein Mißverständnis vorliege, das durch ungeschickte Streichungen in seinem Manuskript hervorgerufen sei. In der Befürchtung aber, diese Erklärung werde auf seinen Mut einen Schatten werfen, veranlaßte er bald darauf Gubitz,¹⁾ ein von Lehmann unter dem Falschnamen H. Anselmi verfaßtes Gedicht, das dem Verfasser der „Briefe aus Berlin“ hohes Lob spendete, am 29. desselben Monats in den „Gesellschafter“ aufzunehmen.

Auch sein kleines Schriftchen über Polen zog ihm Anfeindungen zu, obgleich er Licht und Schatten im polnischen Nationalcharakter gleichmäßig hervorzuheben sucht. Von den polnischen Juden spricht er in den stärksten Ausdrücken; sie erfüllen ihn mit Ekel und Mitleid, doch gesteht er ihnen vor manchem reinlicheren und gebildeteren deutschen Juden große Vorzüge zu (VII, S. 195). Das flott geschriebene, mit manchen guten Gedanken durchsetzte Schriftchen gibt uns einige Aufklärung über Heines politische Gesinnungen in der damaligen Zeit. Von neuem dokumentiert es seinen Haß gegen den Adel. Die Washingtonsche Freiheit ist ihm die göttliche; er schwört aber auch auf den Glaubensartikel, daß man sich nur vor dem Könige beugen solle (VII, S. 191). Die Idee der Nationalität verwirft er und meint, jedes Volk müsse den Todeskampf der polnischen Nationalität durchmachen, „damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche

¹⁾ Dessen Erinnerungen II, 274.

Fraternität hervorgehe" (VII, S. 199). So bezeichnet das „Kind der französischen Philosophie" nämlich die von Lessing, Herder, Schiller „ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristentum"!

Heine dichtete in seinem Zimmerchen im dritten Stockwerk der Behrenstraße 71 in Berlin eifrig und veröffentlichte viele seiner Gedichte im „Gesellschafter". Das erste, das Traumbild „Ich kam von meiner Herrin Haus" erschien in der Nr. vom 7. Mai 1821. Für eine Buchausgabe fand er jedoch keinen Verleger, bis sich auf Gubitz' Empfehlung die Meurersche Buchhandlung zur Uebnahme entschloß. Das Bändchen, Traumbilder, Lieder, Romanzen und Sonette enthaltend, erschien mit der Jahreszahl 1822 Ende 1821. Als Honorar erhielt der Verfasser, der mit seinen Verlagsanträgen von Weber in Bonn und F. A. Brockhaus in Leipzig zurückgewiesen worden war, vierzig Frei-Exemplare.

Die Gedichte wurden mit Beifall aufgenommen, anerkennend besprochen, aber auch getadelt und sogar — im „Westdeutschen Musenalmanach" — travestiert. Barnhagen lobte im „Gesellschafter" ihre Selbstständigkeit und ihr tiefes Gefühl; Immermann hob im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" ihre Lebensfrische hervor, der man anmerke, daß der Dichter alles selbst erlebt habe. Den unbedingten Lobrednern trat in demselben Journal indessen ein Kritiker scharf entgegen, der Heines großes Talent unbedingt anerkennt, aber seine ganze Weltanschauung verwirft. Auch F. H. K. de la Motte-Fouqué, der gefeierte Dichter der „Undine", befand sich damals unter den Gönnern der Heineschen Muse. Er drückte unserem angehenden Poeten in einem Gedicht seine hohe Anerkennung aus, verband aber damit die Mahnung, Heine möge sich mit seinem Gotte versöhnen. Heine, in seiner Eitelkeit geschmeichelt, dankte in herzlicher Weise, ohne sich freilich den wohlgemeinten Hinweis des gereiften edlen Mannes zu Herzen zu nehmen.

Um den Erfolg der ersten Sammlung Heinescher Gedichte begreifen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß sie einen neuen Ton anschlugen, sowohl gegenüber der verwässerten Lyrik wie den besten Vertretern der Romantik. Sänger wie Uhland, Eichendorff, Wilhelm Müller trugen zwar in die Poesie ihre eigene Subjektivität, aber sie versteckten sich gern unter dem Mantel des Hirten, der Bluse des Wanderburschen und dem Schnürrock des Reitersmannes. Der Gehalt ihrer Lieder war ein gesundes Empfinden und sittlicher Ernst; die Aeußerungen ihrer Gefühle waren weit entfernt von wilder Leidenschaftlichkeit. Ihr Liebesleid offenbarten sie wohl in süßen Liederchen, aber sein krankes Herz hatte eigentlich noch keiner von ihnen besungen; und

fühlten sie sich abgestoßen vom rauhen Hauch der Welt, so flüchteten sie an den „Busen der Natur“. Brentano trat schon kecker auf. In Heines Liedern aber zog der Dichter mit kühner Hand den Vorhang, mit dem jene die mächtigen Bewegungen des Herzens verdeckten, hinweg und stellte seine leidenschaftlich erregte, zerrissene, von Zweifeln an Gott und der Welt angefressene Seele auf das Podium der Doffentlichkeit. Mit einem auf die Spitze getriebenen Egoismus bespiegelte er sich selbst und forderte vom Publikum lebhafto Teilnahme für den Ausdruck seines Schmerzes. Ueberall in den „Traumbildern“ die Spuren der Romantik zeigend, bewies er zugleich, daß er neuen Inhalt in die alten Formen zu gießen gedanke. Er benutzte die traumhafte Szenerie, um seinem durchaus modernen Fühlen einen wirkungsvollen Hintergrund zu geben; er arbeitete mit dem Gespenster- und Mondscheinapparat der romantischen Dichter, aber er haßte alle Verschwommenheit und gab den Nebelgestalten Arnims, Fouqués, Hoffmanns, scharfe Umrisse und plastische Formen; ebenso fern lag ihm die religiöse Schwärmerei, der auch die nicht kirchlich gesinnten romantischen Dichter huldigten.

Sein Schmerz um die Geliebte war ihm der höchste und einzige Gegenstand der Betrachtung. Ihr Bild steht stets vor seinen Augen; sie erscheint ihm im Traume, er will sie umfassen, aber sie entschwebt ihm. Mit wollüstigem Behagen versenkt er sich in die Schreckbilder des Todes und der Geisterwelt. Er sieht im Traume die schöne Maid, die ihm sein Totenkleid wäscht, ihm einen Eichenstamm zum Sarge behaut und ihm ein Grab schaufelt (Traumbilder II). Er sieht die Geliebte als Braut eines anderen am Altare und hört, wie tausend Teufel zum „Ja“ des Pfarrers „Amen“ rufen (IV). Oder er muß Zeuge sein, wie seine Geliebte beim Hochzeitschmause sein eigenes Blut trinkt, und wie der Bräutigam ihm in das Herz schneidet (V). Er träumt, daß er seinem Lieb für eine einzige Nacht seiner Seele Seligkeit gegeben (VI); wie blasso Larven ihn umgrinsen, lüsterne Pfaffen mit Nonnen tanzen, während der Teufel ihn mit seinem Liebchen traut (VII). Glutvoll bricht seine Sinnlichkeit hervor, die sich allerdings noch mit dem Mäntelchen der Liebe umkleidet. Flammen, Gluten, „wildes Liebesglühn“ wogen in seinem Herzen; sein „tolles Blut kocht und schäumt und gährt“; „schauernde Lust“ durchdringt ihn, und sein Herz „schwimmt in einem Freudensee“. Sein Haß gegen das Christentum zuckt hin und wieder wie ein Blitzstrahl aus den Wolken seiner Leidenschaft hervor. Sein Radikalismus sieht mit Entzücken, daß man jetzt das Fegfeuer statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettlergebein in Glut versetzt (VII).

Den wüsten Inhalt seiner Traumbilder verstärkt er durch grelle Farbengebung. Er liebt die Grabesnacht, wo gräulich-schwarze Koboldhaufen (VI) und blutfinstere Gesellen (VII) gellendes Hohngelächter ausstoßen und der kalte Tod seine Küsse austeilt (V); er liebt den Kirchhof (VIII), wo schauernde Lüfte ihn umwehen, blasse Larven, „schwarze Schlingel in Feuerlivrei,“ Zappelbein-Leutchen im Galgenornat und Besenstielmütterchen mit tollem Rippengeklapper ihn umrasen.

Aber diese Schreckbilder sind ihm nur phantastische Arabesken um das Bild der Geliebten; Traumbilder, Lieder und Romanzen dienen ihm nur als Mittel, einerseits das Bild der Holden zu verklären, anderseits seiner Klage und seinem hoffnungslosen Schmerz über ihre Untreue Ausdruck zu geben. Sie ist ihm verloren für ewig; sie folgte einem fremden Manne als Braut, sie, die ihm Liebe heuchelte und, wie des Stromes Bild (Lieder Nr. 7), unter gleißender Oberfläche Tod und Nacht verbarg. Wahnsinn wühlt in seinen Sinnen, und sein Herz ist krank und wund. Er fühlt, wie in seinem Innern der Zimmermann den Totenschrein für ihn herrichtet, und er bittet ihn, sich zu beeilen, da er nur im Grabe Ruhe finde (Lieder Nr. 4). Er wünscht, seine schöne, treulose Herzenskönigin nie gesehen zu haben (Lieder Nr. 5); aber er grollt ihr nicht, und wenn sein Herz auch brechen sollte (jetzt Lyr. Int. Nr. 18), denn er weiß, daß gleiches Elend sie mit ihm verbindet (jetzt Lyr. Int. Nr. 19). Er möchte nur ein stilles Leben führen, da, wo ihr Odem weht (Lieder Nr. 5), und sein Büchlein soll ein Totenschrein für seine Lieder werden, in den er auch seine Liebe legt (Lieder Nr. 9). Er will nicht, daß die Geliebte ihn beklagt; sein Schmerzensleben erscheint ihm beneidenswert, da er sie im Herzen tragen durfte (Bd. II, S. 6).

Dabei verliert er aber nie das Selbstbewußtsein, und gefällt sich in eitler Selbstbespiegelung. Er ist der bleiche Knabe, dem Schmerzen und Leiden aufs Gesicht geschrieben stehen, der allen weh tut, die ihn sehen (Romanze Nr. 1); er ist Peter, der still und stumm und blaß wie Kreide umherschleicht (Nr. 4); er ist der bleiche Heinrich, bei dessen Anblick es schön Hedwig wie mit Liebesweh ergreift (Nr. 12); er ist jetzt ein bleicher Mann, der einst ein lachend munterer Knabe war, und seine Lieder sind rote und bleiche Blumen, die aus blutenden Herzenswunden (Bd. II, S. 4) hervorgeblüht sind.

Die Tendenz der Traumbilder und Lieder finden wir auch in jenen Romanzen wieder, in denen er nicht selbst der Held ist. Der Ritter sendet seinen Knecht aus, damit er erkunde, welche von König

Duncans Töchtern sich vermähle; wenn es die Blonde sei, so solle er ihm einen Strick mitbringen (Nr. 7); Herr Ulrich leidet unter der Untreue eines schönen Mägdeleins (Nr. 15), und ein anderer Ritter reitet in traurig-stillem Trab dem Grabe entgegen, wo allein er Ruhe finden wird (Nr. 2); zwei Brüder töten sich einer Dame wegen (Nr. 3), und Don Ramiro stirbt aus Gram, weil seine Geliebte Clara einem anderen zum Altare folgt (Nr. 9).

Es ist eine wahre Erquickung, daß der Dichter in zahlreichen Sonetten mit mannhaften Worten die Klage des getäuschten Liebhabers unterbricht. Allerdings artet die Mannhaftigkeit nicht selten in Renommisterei aus; wer zu so furchtbaren Keulen greift, um Pygmäen totzuschlagen, will am Ende nur zeigen, was für ein Kerl er ist. Aber die meisten Sonette, namentlich die an seine Mutter gerichteten, sprechen uns an; von den neun Sätze gewidmeten sind einige sogar bedeutend zu nennen. In ihnen allen lebt der Geist der „Reisebilder“; aber hier kämpft der Dichter gegen den Zwang des Konventionellen mit den Waffen eines Herkules; in den „Reisebildern“ greift er zu den vergifteten Pfeilen des Spottes; in den Gedichten steht Heine noch mitten in der Empfindung, die ihn oft genug bemeistert; in den „Reisebildern“ steht er über ihr, um mit ihr zu spielen.

Das ist überhaupt der Eindruck, den die erste Sammlung hervorruft: der Dichter ist noch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Kraft gelangt. Er verrät ein starkes Talent, aber er kann den Strom der Gefühle noch nicht künstlerisch eindämmen und sich noch nicht los machen von dem Einfluß seiner Jugendlektüre. In den „Traumbildern“ zeigen sich neben anderen deutlich die Reminiszenzen der Lektüre Bürgerscher Gedichte. „Es ist nicht nur dasselbe Versmaß,“ sagt ein genauer Kenner Heinescher Poesie, Karl Hessel¹⁾, „sondern auch inhaltlich ganz dieselbe tolle Jagd, das Gespenstertreiben, das spukhafte, bis ins einzelne geschilderte Gefindel, derselbe Bänkelsängerton, der in eilenden Anapästen das Graufige so übergrausig darzustellen sucht, daß es geradezu ins Gegenteil umschlägt und als Karikatur komisch wirkt, auch dieselbe brennende, völlig sinnliche Liebesglut.“

Aber ungleich größer ist der Einfluß der „Elizire des Teufels“ von E. Th. A. Hoffmann gewesen, die 1815 erschienen und großes Aufsehen erregten. Der Raum und andere Rücksichten verbieten uns, auf mehr als

¹⁾ Zeitschrift für den deutschen Unterricht III, S. 52. Vgl. auch desselben Aufsatz in der Köln. Ztg. 1887, Nr. 146 I.

eine Stelle aufmerksam zu machen. Den Stoff sowie Einzelheiten zu seinem sechsten und siebten Traumbild, von denen Elster meint, daß sie auf Josepha bezüglich seien, hat Heine aus den „Eliziren“ entnommen. Heine beschreibt, wie unter dem Zusammenströmen des seltsamsten Gespenstergesindels der Teufel ihn mit der Geliebten traut (VII) und wie die Geliebte, als sie ihm im Arm ruht, ihm von den Teufeln entrissen wird (VI). Medardus träumt, wie er inmitten eben solcher Gesellschaft die Geliebte umschlingt; da trennt sie der Teufel.¹⁾ Medardus sieht Köpfe mit Heuschreckenbeinen, Heine „Eulengesichter mit Heuschreckengebein“; der Teufel kommt zu Heine in Drachengespann, zu Medardus auf einem geflügelten Wurm; bei Heine erschallt zu dem Hexensabbath der „Verdammnißwalzer“; bei Medardus spielt ein Konzertmeister einen Walzer zu dem Gespenstertanz; auch die Bezeichnung der Musiker als „winddürre“ bei Heine ist von Hoffmann entlehnt.

Auf die leidvolle Stimmung der ganzen Sammlung, auf die Liebäugelei mit Entfugung, Tod und Grab aber hatte Uhlands gemüthvolle Lyrik Einfluß, die den Gedanken ewigen Vergessens ebenfalls gern behandelt. Die den Traumbildern folgenden Lieder hätten ihre einfache und wohl-lautende Form wohl jetzt noch nicht erhalten, wenn nicht Uhland ein Lieblingsdichter des jungen Heine gewesen wäre.

So finden wir in den Gedichten zwei Strömungen: die wild-sinnliche und phantastische wird von einer sanfteren abgelöst. Dort grelle Gegensätze, abgeschmackte Uebertreibungen, mit dick aufgetragenen Farben, hier weiches Kolorit und einschmeichelnde Melodie. Während von den Traumbildern und Romanzen uns nur wenige, wie „der arme Peter“, „die Grenadiere“, „Belsazer“, zu fesseln vermögen, bringen mehrere Lieder eine anmutige Stimmung in formvollendeter Weise zum Ausdruck und lassen den künftigen Meister ahnen. Aber auch dort, wo der Dichter uns abstößt durch ungesundes Empfinden und geschmacklose Form, zeigen höchst glückliche Wendungen, treffende Bilder und packende Bezeichnungen den originellen Kopf.

Dabei steht ihm ein großer Wortschatz zur Verfügung, den er durch eigene — allerdings nicht immer glückliche — Empfindung zu vermehren sucht. Mit richtigem Takt hält er sich von schwierigen fremden Versmaßen fern und verwendet Jambus, Trochäus und Anapäst, häufig Jambus mit Anapästen vermischt. Der Bau der Jamben- und Trochäenstrophe bekundet bereits große Gewandtheit, häufig vollendete Virtuosität.

¹⁾ S. 229.

Dagegen steht die Verwendung falscher Reime völlig im Verhältnis zu den zahllosen falschen Reimen seiner Gedichte überhaupt.

Die wohlwollende Aufnahme seiner ersten Gedichte ermutigte Heine, die Silberader seines Liebes Schmerzes noch weiter auszubeuten. Er hatte den Geschmack der wankelmütigen Menge, den Ton, der Tausende zur Bewunderung hinriß, gefunden. In den Stunden, in denen die Erinnerung an seine jungen Leiden aus dem Wirbel seiner Zerstreuungen emportauchte, warf er ein Lied um das andere auf das Papier, jedes nur wenige Strophen lang, leicht und gefällig gebaut und fast immer das gleiche Versmaß zeigend. Wenn die Stimmung verflogen war, begann er daran mit feiner Berechnung der zu erzielenden Wirkung unermüdlich zu feilen. Dasselbe Wort ward fünf-, sechsmal durch ein anderes ersetzt, diese Zeile völlig umgestaltet, jene an eine andere Stelle gebracht. Aber trotz der artistenhaften Sorgfalt, mit der er seine Diamanten zuschliff, sind die Gedichte im vollsten Sinne Gelegenheitsgedichte. Unmittelbar aus den rasch wechselnden Gefühlen, Empfindungen und Eindrücken der sensitiven Psyche des Dichters herausgeboren, spiegeln sie unmittelbar die Heinesche Natur mit all ihren Widersprüchen, dem ewig Wechselnden ihres Ausdrucks, ihrem dichterisch Höhen und menschlich Niedrigen wider, und das viel besser, als je die eingehendste Biographie die Persönlichkeit des Dichters klar machen könnte. Heine war ein großer Poet, der die überkommenen Formen der Romantik und des Volksliedes mit souveräner Beherrschung zum geschmeidigen Werkzeuge seiner dichterischen Psyche umschuf. Aber er hatte in die silbernen Schalen dieser Form keinen kongenialen Inhalt zu geben. Ihm fehlte die innere Harmonie; eine von Zweifeln zerrissene Seele, ein krankhaft nervöser Organismus, ein skeptischer Geist sind keine idealen Vorbedingungen zur Hervorbringung eines dichterischen Kunstwerks, dessen Wert auf der Einheit und Stärke der übermittelten Stimmung beruht. Heines dichterische Begeisterung ist zwar echt; und wenn der bessere Teil seiner Natur, sein poetisches Ich, ihn beherrscht, dann sind die Ausbrüche schwärmerischen Gefühls stark, ja nicht selten hinreißend, und überraschen den Leser durch zahlreiche lyrische Perlen von berauschendem Glanze. Aber nicht allzuoft erhebt sich das Gefühl zu schöner Flamme, an der eignen krankhaften Intensität verflackert es nur gar zu rasch, und der Dichter, der keine Beständigkeit der Gefühle kennt, legt die ägende Sonde kritischer Selbstanalyse, die sein scharfer Verstand ihm reicht, wider Willen in sein wundes Herz und stellt da mit bitterer Ironie fest, was an Eitelkeit, Falschheit, Gefühlsduselei, Täuschung

in seinen schönsten Regungen lag. Seine Lyrik teilt das Schicksal der sinnlichen Liebe, der sie geweiht ist. Sie findet die Schmeicheltöne zärtlicher Liebe und strömt in Glutstrophen leidenschaftlichen Verlangens über. Die Ungeduld der Erwartung steigert die Begierde, das Gehirn schwelgt in fiebernden Phantasien und aus selbstquälerischem Schmerz windet sich wollüstiges Verlangen los. Ist der Genuß aber erreicht, so stellt der Getäuschte seine Sättigung, seinen Ekel mit beißender Ironie, mit empörendem Zynismus fest. Und Herz und Mund des Dichters sind voll Dede und bitteren Geschmacks von dieser vergifteten Liebe. Ein Sehnen nach Reinheit erfasst den Dichter dann manchmal im Herzensgrunde. Aber zu tief ist der haltlose Mann mit der verderbten Venus verkettet, und das grausame Spiel beginnt stets von neuem. Ein schwärmerisches Gefühl stürmt wieder über die Schwelle seines Bewußtseins herauf, die Gestalt der verlorenen, ungetreuen oder verratenen Geliebten tritt vor seine Seele; aber gleichzeitig hält ihm sein skeptischer Verstand auch schon den Spiegel vor, in dem er eine Fraze seiner Leidenschaft sieht. Und dieser innere Zwiespalt löst sich in einem gellenden Hohnlachen oder einer Gebärde verzweiflungsvollen Schmerzes aus, die die träumerische Poesie oder das edle, schöne Gefühl eines Gedichtes nicht selten mit einer grellen Dissonanz beenden. Manchmal ist es nur die leichte, spöttische Skepsis, die da zum Ausdruck gelangt und in der der haltlose, unbeständige, proteusartig mit seinen Empfindungen wechselnde Mensch seine sein besseres, dichterisches Ich ironisiert. Mit bebenden Lippen wütet er aber in anderen Gedichten gegen seine Leidenschaft, die er sich nicht aus dem Herzen reißen kann, und schleudert gegen sein eigenes blutendes Herz und die treulose Geliebte heftige Sarkasmen und Zynismen. Im Sinnenrausch will er die Liebe begraben und die Geliebte vergessen, obwohl er sich den Stachel damit nur tiefer in die Brust treibt.

Eine solche poetische Selbstzerfleischung, ein solches in Felsenreißen der Leidenschaft hatte man in Deutschland noch nicht erlebt.

Dabei suchte der Dichter außerdem nach Mitteln, um das Publikum noch stärker zu fassen. Gubiſ¹⁾ gegenüber hat er das Geständnis abgelegt: „Bei den Deutschen wird man leichter vergessen, als berühmt; jetzt zumal; sie haben in Gefühlswonne so geschwelgt, daß zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläßlich sind, ganz so, wie Kirmeßlust ihnen erst vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktiert.“ Sein Schemelbein war die Sinnlichkeit, die in

¹⁾ II, S. 270.

seinem „lyrischen Intermezzo“ (Frühjahr 1823) noch unverhüllter hervortritt als in den „Traumbildern“, und den künftigen Sängern feiler Dirnen prophezeit.

Das „lyrische Intermezzo“ umfaßte 66 (jetzt 65) Lieder, die wir, von einigen den Zusammenhang unterbrechenden Liedern abgesehen, als ein geordnetes Ganzes, als ein psychologisch sich entwickelndes Herzenerlebnis betrachten können. In der ersten Abteilung (bis zum zwölften Liede) singt er das Lob der Geliebten. Von ihr allein, von ihrem Angesicht lernte er die Sprache der Liebe (Nro. 8); ihr will er seine Tränen und Lieder weihen (2); seine Seele möchte er tauchen in den Kelch der Lilie, und diese soll hauchen ein Lied von der Liebsten (7). Sie ist ihm aller Schönheit Inbegriff, sie gleicht genau einem holdseligen Bildnis unserer lieben Frau, das der Dichter im Dom im alten heiligen Köln sah (11). Er vergleicht sich mit dem Mond, der auf die liebeduftende Lotosblume herabblickt, ohne sie erreichen zu können (10). Wenn er der Geliebten in die Augen schaut, schwindet all' sein Weh (4), und in ihren Armen stirbt er vor Liebessehnen (6). Aber in seine Seligkeit mischt sich auch bange Ahnung des nahenden Verlustes. Wenn sie sagt: ich liebe dich, so stürzen Tränen aus seinen Augen (4) und er ahnt ihren frühen Tod (5). Am liebsten möchte er sie auf den Flügeln des Gesanges nach den Ufern des Ganges tragen und dort in rotblühendem Garten mit ihr träumen den seligsten Traum (9).

Die zweite Abteilung (Lied 12—16) enthüllt uns, daß sein Liebchen bedenkliche Eigenschaften besitzt. Er weiß, daß sie ihn nicht liebt (12), daß ihre frommen Augen ihn betrügen (16), er ist aber zufrieden, wenn sie ihm den Mund zum Kusse reicht (12), denn ihren Küssen glaubt er mehr als ihren Worten (13). Er lacht der Welt, die in richtiger Erkenntnis behauptet, seine Geliebte habe keinen guten Charakter; er weiß, wie süß ihre Küsse sind (15) usw. Diese Abteilung, die Heine später reinigte, zeigt den Rehraus der Kirmeslust. (Vgl. II, S. 9, Nro. 13.)

In der dritten ist die Geliebte dem Dichter untreu geworden. (Lied 17—25, Lied 17—19 sind aus der ersten Sammlung der Gedichte eingeschoben.) Die böse Welt hat ihn bei ihr verklagt (24), und sie hat den argen Zungen Glauben geschenkt. Sie reichte einem Andern ihre Hand; bei Hochzeitsreigen ertönen die Klänge lustiger Musik, während die Englein schluchzen und stöhnen (20). (In den „Traumbildern“ rufen dagegen bei der Trauung tausend Teufel: „Amen“.) Alles scheint ihm

öd und farblos (23); niemand kennt seinen Schmerz, wie die Eine, die sein Herz zerrissen (22) und selbst so elend ist (19).

Aus der verzweifelnden Stimmung erwächst in der vierten Abteilung (26—29) eine bittere Ironie. Er wickelt darüber, daß er und sie so lange Mann und Frau und Versteckens gespielt, daß sie sich jetzt nicht wiederfinden könnten (26), und dankt ihr spöttisch, daß sie ihm wenigstens so lange treu geblieben (27). Sie habe den dümmsten der dummen Jungen geheiratet; er selbst habe allerdings den dümmsten der dummen Streiche gemacht, indem er von solchem Liebchen ließ (29). Weil sie „Madam“ geworden, findet er jetzt alles miserabel (28); er glaubt nicht an Gott, nicht an den Himmel, noch an den Teufel, sondern nur an ihr böses Herz und Auge (II, S. 9, Nr. 12).

Diese Stimmung hält jedoch nicht lange stand und weicht in der fünften Abteilung (30—40) wieder einer völligen Rührseligkeit. Er vergleicht sich einem Fichtenbaum im Norden, der von einer Palme träumt (33). Er denkt immer an sie; hört er ein Lied, das sie einst ihm sang, so will ihm die Brust zerspringen vor Weh (40); aber weinen kann er nicht (35). Aus seinen großen Schmerzen macht er kleine Lieder, die er ihr sendet, sie aber verschmäht sie (36). Darum will er nichts mehr sehen von der Welt; er will seine Fenster verhängen mit schwarzem Tuch, dann kommt seine Liebe zu ihm aus dem Totenreich (37). Am liebsten möchte er im Grabe liegen und sich an sein totes Liebchen schmiegen (32). Aber auch in diese Rührseligkeit drängt sich einmal frecher Jynismus: er wolle nur ihren Leib haben, die Seele möge man begraben. (II, S. 9, Nr. 14.)

In der sechsten Abteilung (41—65) verbinden sich Klagen um das verlorene Lieb mit Erinnerungen und Träumen. Er liebt sie immer noch, obgleich sie ihn nie geliebt und nie gehaßt (47); und wenn die Welt zusammenfiel, so schlugen aus den Trümmern doch seiner Liebe Flammen (44). Böse ist er indessen der Ungetreuen nicht, bitten doch sogar die Blumen, ihre Schwestern, für sie (45). Im Traum erscheint sie ihm, seine alten Wunden brechen auf (64) und Tränen nezen sein Rissen (55). Er schließt mit der Bitte, ihm einen riesengroßen Sarg zu bringen, in dem er seine Liebe und seinen Schmerz niederlegen könne (65).

Der Dichter geht also mit völliger Ausschließlichkeit in seinen wirklichen oder erheuchelten Leiden auf. Er weiß seinem Gegenstande viele Seiten abzugewinnen, ihn in glänzende, farbenwechselnde Beleuchtung zu rücken; aber die Klippe der Einförmigkeit vermeidet er nicht. Nicht selten

ist ein Gedicht leere Spielerei mit schönen Worten, oder der Ausdruck einer ungesunden Gefühlschwärmerei. Scherer hat nicht unrecht, wenn er sagt¹⁾: „Selbst in Gedichten von durchweg ernster Haltung bringt Heine starke und übertriebene Wendungen auf eine Weise vor, daß ungeschuldige Seelen, die sie ernsthaft nehmen, davon nur um so tiefer gerührt werden müssen, daß dem minder Unschuldigen aber ein Seitenblick des Einverständnisses zu sagen scheint: die dummen Gänse glauben mir alles“. Daran wird man lebhaft erinnert, wenn man sieht, wie Heine sich selbst bespiegelt und mit seinem blassen Angesicht kokettiert, wie er es schon früher tat. „Es leuchtet meine Liebe in ihrer dunkeln Pracht,“ singt er ganz naïv, und behauptet, daß aus seinen Tränen Blumen hervorsprießen, während seine Seufzer ein Nachtigallenchor werden!

Auch sonst spannt Heine häufig den Ton so hoch, daß er überschlägt und nun komisch wird. Nehmen wir dazu jene Ausgeburten frecher Lüsterheit und die Lieder, in denen der Ausdruck durchaus ins Triviale fällt, so bleiben immer noch gegen zwanzig übrig, welche die feinste Empfindung in einschmeichelnder Form beiseelt. Wie zart und süß ist nicht: „Dein Angesicht, so lieb und schön;“ wie stimmungsvoll: „Ein Fichtenbaum steht einsam;“ wie rein herausgearbeitet ist Klage und Sehnsucht in: „Manch Bild vergessener Zeiten;“ wie echt empfunden scheint und wie vollendet zum Ausdruck gebracht ist: „Es fällt ein Stern herunter“; und wie packend ist das düstere Kolorit in: „Am Kreuzweg wird begraben“! Und wie meisterhaft ist das Traumhafte, Sehnsüchtige getroffen in: „Auf Flügeln des Gesanges,“ „Die Lotusblume ängstigt,“ „Mein Liebchen, wir saßen zusammen“ und „Aus alten Märchen winkt es“!

Aber auch von jenen Gedichten, die unter der Decke leichter Ironie eine tiefdunkle Grundfarbe verbergen, sind einige meisterhaft. Jedermann kennt die zum geflügelten Wort gewordene „alte Geschichte“, die immer neu bleibt; die „Tränen und Seufzer“, die hintennach kamen und das „Versteckenspiel“ mit der Geliebten, bis sie sich nicht wiederfanden. Das sind Meisterstückchen, die uns in wenigen Zeilen und mit den einfachsten Worten eine ganze Novelle erzählen.

Und noch ein Drittes fesselt uns an einigen Gedichten: die ausgezeichnete Malerei. Der rotblühende Garten am Ganges (Nr. 9), die Geisterinsel (Nr. 42), das Hamburger Straßenbild (Nr. 38) sind Muster

¹⁾ S. 663.

dafür und Vorläufer der Schilderungen in der „Harzreise“, dem „Buch Le Grand“ und der „Heimkehr“.

Heine ist im „lyrischen Intermezzo“ gegen die erste Sammlung um einen großen Schritt weiter gekommen. Die wüsten Traumbilder sind sanfteren Vorstellungen gewichen, aber die wilde Begehrlichkeit ist geblieben; das stürmische Wogen der schmerzlichen Gefühle hat sich zur Wehmut geglättet; aber an Stelle der starken Empfindung ist vielfach Sentimentalität getreten, so daß für ihn genau paßt, was sein Ratscliff nicht sein will: (II, S. 325) Ein magenkranker, schwindelsüchtelnder Poet:

Der Leibschmerz

Vor Nüchternung kriegt, wenn Nachtigallen trillern,
Der sich aus Seufzern eine Leiter baut.

Des Dichters Auge, das, nur nach innen schauend, für die Natur geschlossen schien, hat sich für deren Schönheit weit geöffnet. Die Veilchen kichern und kosen; die Rosen erzählen sich duftende Märchen ins Ohr; die Lotusblume duftet und zittert vor Liebesweh; die Blumen flüstern und schauen den traurigen Mann mitleidig an; die Nachtigallen würden erquickenden Gesang ertönen lassen, wenn sie wüßten, wie sehr elend er ist; die Bäume sprechen, die Blumen schmachten, von oben aber grüßt der Mond mit ernstem Blick, sprechen die Sterne eine reiche und schöne Sprache, und sie schauen sich an in Liebesweh.

Gewiß arten solche Personifikationen oft in Tändelei aus; aber in den meisten Fällen passen sie durchaus in die Stimmung und geben den Gedichten einen erhöhten Reiz. Auch das Volkslied kennt diesen Zusammenhang von Natur und Empfindung, aber es drückt ihn in ganz anderer Weise aus. Beim Volkslied ist die Stimmung der Natur die Begleitung, beim Heineschen Liede aber ein Teil der Themas. Das Volkslied jubelt und singt mit den Vögeln, Heine aber spricht mit ihnen. Er hat den Kunstgriff des Volksliedes sich angeeignet und in ganz modern-sentimentalem Geiste angewandt.

Ebenso entlieh er dem Volksliede die einfache Form, aber auch wieder nur diese. Der Inhalt seiner Gedichte ist durchaus modernes Gefühl; er hat seine Wurzel so tief im Empfindungsschatz eines gebildeten, aber frivol denkenden Geistes, daß kein Handwerksbursche und keine Bauerndirne ihn je verstehen würde. Das Volkslied ist naiv, das Heinesche selbstbewußt; jenes geht im Gefühl auf, dieses kann noch beobachten, wie ihm der Liebesschmerz steht; jenes ist oft derb und sinnlich, dieses hin und wieder von abstoßender Lüsterheit.

Heine gesteht selbst zu, daß er vom Volksliede und namentlich von Wilhelm Müller, der die Volksliedform in glücklicher Weise benutzt, gelernt habe. Karl Hessel hat aus Wilhelm Müllers Gedichten eine ganze Reihe von Wendungen herausgesucht,¹⁾ deren Einwirkung gar nicht zu verkennen ist.

Das seinem Onkel Salomon gewidmete „lyrische Intermezzo“ erschien im April 1823 nebst den Tragödien „Almansor“ und „Ratcliff“ bei Dümmler in Berlin, den E. Hitzig, der Freund Chamisso's, zur Verlagsübernahme bewogen hatte. Von den beiden Dramen hatte er eine ziemlich hohe Meinung. Schon am 29. Oktober 1820 sprach er Steinmann gegenüber aus, daß „Almansor“ ein großes Aufsehen erregen werde. Am 4. Februar 1821 gesteht er demselben, daß er an seiner Tragödie kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß spare, daß sie „entzückend schöne Stellen und Szenen enthalte“, daß überall „überraschend poetische Bilder und Gedanken“ funkelten und das Ganze gleichsam „in einem zauberhaften Diamantschleier“ blitze und leuchte, daß sie aber an dem großen Fehler leide, nicht drastisch zu sein. Zuversichtlicher war er hinsichtlich des „Ratcliff“, den er im Januar 1822 ohne jedes Brouillon in drei Tagen geschrieben haben will.

Im „Almansor“, der in Spanien zur Zeit der Maurenherrschaft spielt, schildert er die Liebe des Titelhelden zur schönen Zuleima, die während seiner Abwesenheit zum katholischen Glauben übergetreten und mit einem ihr verhaßten Manne verlobt worden war. Almansor macht seinem Ingrim gegen das Christentum in sehr starken Ausfällen Luft, während Zuleima, jetzt Clara, ihrem noch immer geliebten Jugendfreund die Schönheit der katholischen Kirche in begeisterter Weise preist. Ohne Zweifel ist Mortimers bekannte Dithyrambe in „Maria Stuart“ hier Heines Vorbild gewesen. Almansor entführt sie und stürzt sich, als die Verfolger nahen, mit ihr in den Abgrund.

„Ratcliff“ hat einen fatalistischen Hintergrund. Die Tragödie behandelt die wahnsinnige Liebe des Titelhelden zur schönen Maria, die ihm untreu geworden. Er ersticht bis auf den letzten alle Männer, mit denen sie sich zu verbinden gedenkt, dann Maria, deren Vater und endlich sich selbst.

Vom „Almansor“, den Heine bereits in Bonn und Göttingen begonnen und im Herbst 1821 in Berlin vollendet hatte, sagt er (29. Oktober 1820), daß das Gedicht sein eigenes Selbst enthalte, seine

¹⁾ Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. III S. 59.

Liebe, seinen Haß, seine ganze Berrücktheit, und vom „Ratcliff“ (10. April 1823), daß eine „Hauptkonfession“ in ihm liege, es sei wahr oder er selbst sei eine Lüge. Am 5. Januar 1823 schrieb er an Dümmler, der Stoff des „Almansor“ sei religiös-polemisch und betreffe Zeitinteressen. Mit kühler Berechnung griff er in die Vergangenheit Spaniens, weil er dort Verhältnisse fand, die ihm die Lage des jüdischen Volkes zu seiner Zeit vorzubilden schienen. Die Mauren sind ihm die Juden, und Almansor ist er selbst. Hellauf lodert sein Haß gegen das Christentum, das nach seiner Schilderung den Mauren die Berechtigung zum Leben bestritt und sie am liebsten auf dem Scheiterhaufen sah, dessen Bekenner ihm die Geliebte raubten. Der ganze Haß des Juden, dem durch die Gesetze eines christlichen Staates Wachsen und Gedeihen erschwert ist, glüht in diesem Stück.

Diese Tendenz war Heines Freunden bald aufgegangen; auch K. Immermann bemerkte, daß die Tragödie zu viel Christenhaß atme.

Im „Ratcliff“ kommt noch ein zweites hinzu, der Haß gegen die Besitzenden. Ein sozialdemokratischer Agitator der Gegenwart könnte keine besseren aufwieglerischen Worte finden, als Heine sie Ratcliff in den Mund legt (II, S. 322),

„Einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Ueberflusse schwelgen,
In Samt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Graham ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
Und stolz herabseh'n auf den Hungerleider,
Der, mit dem leyten Hemde unterm Arm,
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert.“

Im Anschluß daran wird die Menschheit in zwei Hälften, in die Hungerigen und Satten, getrennt, eine Einteilung, die Heine noch 1854 zu dem Gedicht: „Die Wanderratten“ (II, S. 202) benutzte. Beide Stücke sind die dramatische Darstellung der leidvollen Liebesgeschichte des Dichters, in der nicht wenige Stellen uns an das lyrische Intermezzo erinnern. In beiden seufzen die Helden nach einer Geliebten, die einem anderen gehören soll, glühen sie vor Haß gegen den begünstigten Nebenbuhler, vernichten sie die Geliebte. In „Almansor“ tritt gegen Schluß die tierische Begier hervor, die, wie im Intermezzo (II, S. 10), von der Geliebten nur den Leib haben will. „Ich will ein glücklich Tier sein,“ ruft Almansor (II, S. 298), „ja, ein Tier, — Und in des Sinnen-

rausches Taumel will ich — Vergessen, daß es einen Himmel gibt.“ Der Franzose Montégut faßt sein Urteil über „Ratcliff“ und „Almansor“ treffend zusammen in die Worte: „Diese beiden Dramen sind eine Apotheose der Liebesnarren, und der Dichter stützt diese Apotheose auf eines der tollsten Sophismen, die je ein den tobenden Ausbrüchen unglücklicher Leidenschaft preisgegebenes Gehirn durchdrungen haben, nämlich daß die Liebesleidenschaft über allen Dingen der Erde, über Himmel und Hölle stehe.“¹⁾

Die Literaturgeschichte ist über die beiden Lieblingskinder Heines zur Tagesordnung übergegangen. Und mit Recht. Die großen Schönheiten im einzelnen können über den Mangel einer dramatisch kräftigen Handlung und die Abwesenheit echter Helden nicht hinweghelfen. Der Aufbau ist durchaus verfehlt und die bildreiche Diktion fällt häufig in übertriebenen Wortschwall. Heines Hoffnung, daß er sich einen Weg auf die „Bretter, die die Welt bedeuten“, bahnen werde, wurde gar bald zu Wasser. Von den beiden Dramen erlebte nur der „Almansor“ am 20. August 1823 im Hoftheater zu Braunschweig eine Erstaufführung, nach deren entschiedenem Mißlingen die ebenfalls projektierte Aufführung des „Ratcliff“ nicht mehr erfolgte.

Das lyrische Intermezzo und die Tragödien fanden eine zwar freundliche, aber keineswegs begeisterte Aufnahme. Schon am 28. November 1823 fragt Heine bei Moser an, es sei wohl nirgends mehr von ihm die Rede. Barnhagen und Willibald Alexis begrüßten die neue Sammlung mit warmer Empfehlung; beide — namentlich letzterer — tadelten aber die sinnliche Färbung der Lieder, und Alexis warnte den Dichter, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, weil aus der Originalität leicht Manier werden könne. Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen, und auch andere fanden die schwache Seite der Lieder bald heraus. Es erschienen rührselige Parodien, die von Originalen kaum zu unterscheiden waren. Heine war scharfsinnig genug, einzusehen, daß die allzugroße Familienähnlichkeit unter seinen Gedichten Zweifel an der Ausgiebigkeit seines Talentes hervorrufen mußte, und schrieb an Immermann am 10. Juni 1823: „Ich will Ihnen gern eingestehen den Hauptfehler meiner Poesien . . . es ist die große Einseitigkeit, die sich in meinen Dichtungen zeigt, indem sie alle nur Variationen desselben kleinen Themas sind.“ Aber in einigen Jahren werde es sich zeigen, daß er, der bisher nur die Historien von Amor und Psyche in allerlei Gruppie-

¹⁾ Vergl. Bez, S. 82.

rungen gemalt habe, ebensogut dem trojanischen Krieg darstellen könne. Trotz mancher Anläufe hat er es nicht getan, weil er es nicht konnte. Er schuf nur Fragmente und hinterließ manchen Torso, der uns lebhaftes Bedauern über die Nichtvollendung einflößt.

IV.

Abchluß der Universitätsjahre. (Mai 1823 — Juli 1825.)

Im Mai 1823 verließ Heine ohne den Doktorhut die preussische Hauptstadt. Er hatte genug gesehen und gehört, um zu wissen, daß er als Jude in Preußen vorläufig zu einer sichern Stellung nicht gelangen könne. Er wollte in Paris sich literarisch auszeichnen und dann nach berühmten Mustern in die diplomatische Laufbahn einschleichen. Aber seine geschwächte Gesundheit und die Leere seines Geldbentels, den Onkel Salomon nicht wieder füllen wollte, nötigten ihn, im Refugium peccatorum des Vaterhauses abzuwarten, ob die Stirne des Millionärs an der Elbe sich wieder glätten werde.

Seine Eltern hatten sich inzwischen in Lüneburg niedergelassen, das dem Dichter nach dem Aufenthalt in Berlin wie ein böotisches Dorf vorkommen mußte. Seine Briefe zeigen ihn in einer höchst niedergeschlagenen Stimmung. Außer mit seiner Familie verkehrte er eigentlich nur mit H. Christiani, dem Sohne des dortigen Generalsuperintendenten, an dem er einen Freund gewonnen. Die Lüneburger langweilten ihn noch mehr als ihre reizlose Heide; er betrachtete alle Menschen, die nicht so dachten wie er — und das waren ohne Zweifel viele — als unerträgliche Philister, und die Juden ekelten ihn an. „Juden sind hier, wie überall,“ schreibt er am 18. Juni 1823 an Moser, „unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen.“ Zudem begegneten sie ihm wegen seiner Teilnahme an den Reformbestrebungen der gebildeten Berliner Juden höchst feindselig, so daß er Anfang November 1824 an Moser schreiben konnte: „Dergleichen jüdische, oder vielmehr, nur in Israel mögliche Ekelhaftigkeiten drängen sich an mich heran.“ Besonders quälend für ihn war der Gedanke, von seinem Onkel abhängig zu sein (an Moser, 2. Februar 1824), von einem Manne, den er als geistig tief unter sich stehend betrachtete.

Indessen war Salomon Heine die einzige Hoffnung; es galt also, sich mit ihm wieder auf guten Fuß zu stellen. Die Gelegenheit bot sich

am 22. Juni 1823, bei der Heirat seiner Schwester mit dem Kaufmann Embden — nicht von Embden, wie der Adelskasser Heine schreibt. Salomon sagte dem ungeratenen Nefen, der es gewagt hatte, ihm eine Gedichtsammlung zu widmen, in der seiner Tochter Amalie und deren Gemahl übel genug mitgespielt wurde, seine Meinung und reichte ihm dann die Hand zur Versöhnung. Im Juli durfte Heine seinen Onkel in Hamburg besuchen. Hier erklärte sich Salomon bereit, noch für das Jahr 1824 die sehr anständige Summe von 100 Louisd'or (500 Taler) zu zahlen, wenn der Nefte sich verpflichtete, in diesem Zeitraum sein Examen zu machen. Auch Heines Uebertritt zum Christentum kam zur Sprache. Alle seine Angehörigen, Salomon einbegriffen, für die das Religionsbekenntnis nur ein Firmenschild bedeutete, waren für baldige Taufe; nur Heine sträubte sich noch gegen den Gedanken, einer Fahne zu folgen, die er so oft mit Füßen getreten.

„Aus meiner Denkungsweise,“ schrieb er bereits am 27. September 1823 an Moser, „kannst Du es Dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe.“ Wir werden bald sehen, mit welcher vollendeter schauspielerischer Kunst Heine das geweihte Wasser über sich ergießen ließ.

In Hamburg scheint ihn eine neue Liebesleidenschaft erfaßt zu haben. Nach den bisherigen Feststellungen (Buch der Lieder XXIX, sowie Heines Werke I. S. 40. Elstersche Ausgabe. Hessel in der Köln. Ztg. 1888. 8. und 9. Juni. Seuffert im Archiv f. Lit.-Geschichte. Bd. III, S. 600) flößte ihm Therese, die jüngere Schwester Amaliens, eine heftige Neigung ein. Er fand jedoch bei dem erst sechzehnjährigen Mädchen eine entschiedene Abweisung. Auch an dieser Liebe krankte Heine lange Zeit; sie hat ihn jedoch ebensowenig wie seine erste abhalten können, in den Armen „gutmütiger Mädchen“ Trost zu suchen.

Von Hamburg aus wandte er sich am 22. Juli nach Ruxhaven, um gegen seine wachsende Nervosität Seebäder zu gebrauchen. Der Onkel schenkte ihm dafür zehn Louisd'or, während der flotte Nefte während eines sechswöchentlichen Aufenthalts dreißig verbrauchte. In Ruxhaven, wo er indessen nur geringe Milderung fand, genoß er zum erstenmal

den Anblick des Meeres, der ihn völlig begeisterte. Er dichtete hier einige seiner schönsten Lieder. Von Ruxhaven zurückgekehrt, brachte er drei Wochen auf dem Landgut seines Onkels zu. Während dieser Zeit gelangte sein neues Liebesdrama zum jähen Abschluß. Im September reiste er nach Lüneburg zurück und lebte in den folgenden vier Monaten ganz seinen literarischen Arbeiten und juristischen Studien.

Am 19. Januar 1824 reiste er nach Göttingen ab, wo er am 30. immatrikuliert wurde. Wieder beginnen seine Klagen über die Dede und Langweiligkeit des Universitätslebens, die durch die Hingabe an studentische Zerstreuungen nur selten unterbrochen wurde. Dem Studium widmete er sich gewiß nicht übermäßig. Weil er Besseres nicht zu tun fand, wohnte er häufig Duellen bei, die ihm mehr Spaß machten, „als das leichte Gewäsch der alten und jungen Dozenten“. Später ertönt noch häufig, besonders in der „Harzreise“, sein Groll über den „engen, trockenen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta“.

Die Osterferien 1824 brachte Heine bei seinen Freunden in Berlin zu. Vor seiner Abreise hat der vorsichtige Mann aber seinen Freund Moser, er möge doch aus dem *Musen-Almanach* für 1823, falls er ihn verleihe, das Heinesche Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott,“ entfernen, in dem er den Berlinern eine Ohrfeige gegeben hatte. Als „brillante Visitenkarte“ aber, wie Strodtmann sich sehr hübsch ausdrückt, gab er vorher im „Gesellschafter“ dreißig Gedichte aus dem später erschienenen Lieder-Zyklus „Die Heimkehr“ ab, die allerdings auch dem Ungläubigsten sein hohe Begabung klar machen mußten.

Angeregt und schaffensfreudig kehrte er zurück. Die rege Beschäftigung mit der Judenfrage brachte ihn auf den Gedanken, die Leiden seiner Glaubensgenossen in einem großen Roman dichterisch zu verherrlichen. Er sollte den Titel führen: „Der Rabbi von Bacharach.“ Mit Feuereifer warf er sich auf die Vorstudien und suchte sich mit der jüdischen Geschichte gründlich bekannt zu machen. Die Lektüre der einschlägigen Werke steigerte seinen Haß gegen das Christentum und gab ihm in einem Briefe an Moser das Gedicht: „An Edom“ ein.

Auch eine Fausttragödie nahm er in Angriff, die indessen ebenso wenig wie der „Rabbi von Bacharach“ zur Vollendung gelangt ist.

In den Herbst-Ferien machte er eine genüßreiche Reise durch den Harz, sowie nach Eisenach und Weimar, die ihn zu seinem ersten bedeutenden Prosawerke anregte. Natürlich kam ihm auch der Gedanke, sich Goethe vorzustellen, dem er bereits früher als Bruder in Apoll seine Gedichte gesandt hatte. Ueber die Begegnung hat er sich in

widersprechender Darstellung ausgelassen, jedenfalls bot sie für seine Eitelkeit keine erfreulichen Momente.

Sofort nach seiner Rückkehr begann er seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise durch den Harz auszuarbeiten. Ende November war das Manuskript fertig, das er im April und Mai 1825 sorgfältig überarbeitete.

Gleichzeitig traf er die Vorbereitungen zum Uebertritt. Die Frage, welchem christlichen Bekenntnis er sich zuwenden sollte, kam jedenfalls nicht ernsthaft zur Verhandlung, da die beiden Städte, die er als zukünftige Aufenthaltsorte ins Auge gefaßt hatte, Berlin und Hamburg, eine protestantische Bevölkerung hatten. So wandte er sich dem Protestantismus zu und ward am 25. Juni 1825 zu Heiligenstadt vom dortigen Pfarrer Grimm getauft.

Die Taufe war für Heine lediglich die Lösung eines Eintrittsbilletts für die christliche Gesellschaft (VII, 407); er legte, um einen Ausdruck Achim v. Arnims zu gebrauchen, das Christentum wie eine neue „Liverei“ an. Aber er unterzog sich der heiligen Handlung nicht etwa mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der über äußere Formen erhaben ist, sondern mit dem ingrimmigsten Haß gegen das Christentum, in dessen Gemeinschaft er aufgenommen werden wollte. Dem Pfarrer gegenüber spielte er die Rolle eines heilsbegierigen Proselyten, so daß derselbe in sein Protokollbuch eintragen konnte:¹⁾ „Die Antworten Heines zeugten von eingehendem Nachdenken über den Inhalt und das Wesen der christlichen Religion, seine Fragen von scharfem Geiste; überhaupt nahm er die vorgetragene Lehre nicht einfach gläubig hin — er wollte überzeugt sein, und der Glaubenswechsel war ihm nicht ein bloßer Wechsel einer äußeren Form, erschien vielmehr als das Resultat einer aus dem Innern dringenden Notwendigkeit. Wir (Grimm und der Taufpate) haben bei der Unterredung übereinstimmend die Ansicht gewonnen, daß Heine mit voller Ueberzeugung Christ geworden ist, und ich bin heute noch der festen Ansicht, daß sein späterer Skeptizismus in Glaubenssachen nur auf der Oberfläche lag und er im innersten Herzen den Glauben an Gott nicht verloren hat. Ich habe vor der Taufe tief in sein Innerstes geblickt, und er hat uns sein ganzes Denken und Fühlen bloßgelegt; ein Mensch aber, der so denkt und fühlt, kann meiner innersten Ueberzeugung nach den Glauben an Gott nie ganz verlieren.“

¹⁾ Gartenlaube 1877, S. 19.

Hätte der gute Pfarrer nur gewußt, was sein Täufling im Oktober 1825 an Moser schrieb: „Da mal von Büchern die Rede ist, so empfehle ich dir Golowins Reise nach Japan. Du ersiehst daraus, daß die Japaner das zivilisierteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen, das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volk nichts so sehr verhaßt und zum Greuel ist, als eben das Christentum. Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen nichts so verhaßt, wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden.“ Das schrieb er ein Vierteljahr nach seinem Uebertritt! Am 14. Dezember äußert er demselben Freund gegenüber: „Ich versichere dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben.“

Der Konversion folgte nun endlich auch das Examen, das dem guten Salomon Heine so viel Geld gekostet hatte. Heine wollte „aus der Wagschale der Themis sein Brot essen und nicht aus der Gnadenschüssel seines Onkels“ (an Moser, 2. Februar 1824). Eine andere Frage ist, ob ihm die Gnadenschüssel so unangenehm gewesen wäre, hätte sein Onkel ihm nicht entschieden geboten, sich auf eigene Füße zu stellen. Am 16. April 1825 schickte er dem Dekan der juristischen Fakultät in Göttingen die sog. littera petitoria, worin er um Zulassung zur Promotion bat. Recht beklommen „stieg“ er am 3. Mai ins Examen und erreichte den dritten Grad. Interessant sind die Thesen, die er in der Disputation am 20. Juli 1825 verteidigte:

1. Der Ehemann ist Herr der Mitgift.
2. Der Gläubiger muß eine Quittung ausstellen.
3. Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen.
4. Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung.
5. Die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Ehe.

